Krisentheorien.

Von Karl Kautsky.

1. Einleitendes.

Kein Mensch mit gesunden fünf Sinnen zweifelt mehr daran, daß wir uns inmitten einer allgemeinen Weltkrise befinden. Hatten sich bisher Italien und die Vereinigten Staaten noch von ihr frei gehalten, so mehren sich die Anzeichen, daß auch dort die Prosperitätsepoche ihrem Ende entgegengeht. Herr Hitze meint zwar noch, daß „Herr Bernstein mit Verständniß und mit Erfolg die Krisentheorien auf ihren wahren Werth zurückgeführt hat", aber dunkel ist dieser Rede des katholischen Professors Sinn, und manche seiner Kollegen sind bereits in jenem fatalistischen Stadium angelangt, in dem sie sich über die Krise damit trösten, daß sie eine unvermeidliche Naturerscheinung sei, in die man sich ebenso schicken müsse, wie in den Tod. Die Natur scheint für diese Herren mit dem Jahre 1825 zu beginnen, denn dies ist das erste des Krisenzyklus, um den es sich hier handelt. Die weniger fatalistisch Veranlagten werden ethisch, machen in moralischer Entrüstung und suchen die Grundursache der Krisen in der Schlechtigkeit einzelner Menschen, welche die Dummheit der Anderen — darunter viele der sittlich Entrüsteten — zu allerlei unsauberen Spekulationen mißbrauchen. Man lege diesen schlechten Kerlen das Handwerk durch eine zweckmäßige Aktiengesetzgebung, und das „Publikum", die „Sparer", das heißt die kleinen Kapitalisten und solche, die es werden wollen, können ruhig schlafen, denn eine hochwohlweise Behörde wacht über ihren Dividenden.

Diese sittliche Entrüstung ist freilich bequemer als die Erforschung der Krisenursachen, die keine so einfache Sache ist. Fast ein Jahrhundert lang wird die kapitalistische Welt durch den Kreislauf von Prosperität und Krise gepeinigt und von einer Einmüthigkeit in der Erklärung dieser Erscheinung ist man heute vielleicht noch weiter entfernt, wie zur Zeit ihrer Anfänge.

Kein Beitrag zur Einigung auf diesem Gebiet, aber wohl ein wichtiger Beitrag zu seiner Erforschung ist das Buch des gemaßregelten russischen Privatdozenten M. v. Tugan-Baranowsky, das gerade zur rechten Zeit im vorigen Jahre erschienen ist.[1] Es ist kein Beitrag zur Einigung, da es zu den schon bestehenden eine neue Krisentheorie hinzugesellt, die keineswegs auf allgemeine Annahme rechnen kann. Aber es ist ein wichtiger Beitrag zur Erforschung des Wesens der Krisen, indem es eine wohldokumentirte und nach fruchtbarer Methode entwickelte Geschichte der englischen Krisen giebt und auch durch manche seiner theoretischen Ausführungen zur Erhellung des Gegenstandes beiträgt. Niemand, der die Theorie der Krisen studiren will, darf achtlos an diesem Buche vorbeigehen.

Der Verfasser ist aus der Marxschen Schule hervorgegangen, allerdings kein „orthodoxer" Marxist, sondern ein „Revisionist", aber immerhin einer, der tiefer gräbt, um eine Lösung für die Probleme und Bedenken zu finden, die ihm aufstoßen. Und er gehört zu den bedeutendsten jener Revisionisten, die wissenschaftlich Positives zu leisten suchen, nicht in unfruchtbarer Kritik aufgehen. Seine dem deutschen Publikum bereits bekannte „Geschichte der russischen Fabrik"[2] ist

[1] Dr. M. v. Tugan-Baranowsky, Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen in England. Jena, Gustav Fischer. VIII, 425 S.

[2] Vom Verfasser revidirte deutsche Ausgabe von Dr. B. Minzes. Berlin 1900, E. Felber. VI, 626 S.

ein vortreffliches Werk, unseres Erachtens noch höher stehend, als das vorliegende. So sehr die Gewissenhaftigkeit, das Wissen und der Scharfsinn des Verfassers auch in diesem letzteren zur Geltung kommen, so haben wir doch gegen sehr wichtige, grundlegende Partien desselben erhebliche Bedenken. Da aber eine eingehende Auseinandersetzung mit Tugan zu einer schärferen Beleuchtung des Wesens der Krisen führen muß, dürfte sie gerade jetzt sehr zeitgemäß sein.

Wir werden dabei trachten, so allgemeinverständlich als möglich zu werden. Immerhin können wir nicht umhin, um den Standpunkt des Verfassers zu charakterisiren, seine Kritik der Marxschen Profittheorie in den Kreis unserer Untersuchung zu ziehen. Jenen unserer Leser, die derartige rein theoretische Untersuchungen nicht lieben — und heute ist der horror vor der Theorie so groß, daß man leider mit solchen Lesern rechnen muß — ihnen sei gleich hier die tröstliche Mittheilung gemacht, daß sie das Kapitel über die Profitrate überschlagen können. Das weiter folgende wird so gehalten sein, daß es auch ohne dieses Kapitel verständlich ist.

2. Die fallende Profitrate.

Tugan Baranowsky ist Anhänger der Marxschen Werththeorie, aber Gegner seiner Theorie vom Mehrwerth. Diese scheint ihm unhaltbar, da er das aus ihr folgende Gesetz des tendenziellen Falles der Profitrate für falsch hält.

Bekanntlich unterscheiden sich die Rate des Mehrwerths und die des Profits dadurch, daß dieselbe Masse von Mehrwerth zur Gewinnung der ersteren Rate verglichen wird mit der Menge von *Lohnkapital*, die bei der Produktion dieser Mehrwerthmasse verausgabt wurde, im zweiten Falle mit der Summe des *gesammten Kapitals*, die der Kapitalist zur Erzielung der fraglichen Mehrwerthsumme auszulegen hatte, nicht blos in Löhnen, sondern auch in Gebäuden, Maschinen, Rohstoffen u. s. w. Und zwar ist es bei der Berechnung der Profitrate die im Laufe *eines Jahres* gewonnene Mehrwerthsumme, die mit der Summe des angewandten Gesammtkapitals verglichen wird. Nehmen wir etwa an, die Jahressumme des Mehrwerths betrage 100000 (etwa Mark); die für Löhne verausgabte Kapitalsumme ebenfalls 100000, die Summe des gesammten Kapitals aber 500000, so beträgt die Mehrwerthsrate 100 Prozent, die Profitrate 20 Prozent. Bei gleichbleibender Mehrwerthsrate wird also die Profitrate um so kleiner, je größer im Verhältniß zum Lohnkapital die Gesammtmasse des Kapitals, das heißt, je größer der Werth von Gebäuden, Maschinen, Rohstoffen pro Arbeiter im kapitalistischen Betrieb. Wir nahmen eben an, daß auf ein Lohnkapital (Marx nennt es variables) von 100000 ein Kapital an Produktionsmitteln (Marx nennt es konstantes) von 400000 kommt. Wäre das letztere Kapital kleiner, etwa 300000, so betrüge das Gesammtkapital blos 400000, die Profitrate unter sonst gleichen Umständen wäre also 25 Prozent, nicht 20 Prozent, sie stünde höher. Beliefe sich das konstante Kapital auf 500000, das Gesammtkapital also auf 600000, so wäre die Profitrate, bei gleichbleibender Mehrwerthrate, auf 16,6 Prozent gefallen.

Es ist aber bekannt, daß die kapitalistische Produktionsweise die Tendenz hat, die Masse des konstanten Kapitals im Verhältniß zum variablen immer mehr zu erhöhen; der technische Fortschritt und die Konkurrenz führen dahin, daß der Umfang der stehenden Produktionsmittel immer gewaltiger wird und die Masse der Rohstoffe, die sie verarbeiten, immer größer, während die Zahl der beschäftigten Arbeiter in einem viel langsameren Tempo wächst.

Daher, schließt Marx, hat die Profitrate die Tendenz, zu fallen.

Diesen Schluß erklärt Tugan für unhaltbar und zwar erscheint ihm seine Unhaltbarkeit „handgreiflich". Denn:

„Es wird dabei von der Einwirkung der Steigerung der Produktivität der Arbeit auf den Werth der Arbeitsprodukte vollkommen abgesehen. Die Ersetzung der Arbeiter durch Maschinen muß aber die Produktivität der Arbeit steigern. Der Arbeitswerth jeder bestimmten Menge des Produktes muß sinken." Die Reallöhne werden nicht steigen, der Werth der Arbeitskraft wird sinken, die Rate des Mehrwerths, die Ausbeutung der Arbeit, also zunehmen. Da aber alle Produkte im Werthe sinken, muß auch der Werth des konstanten Kapitals zurückgehen. „Alle diese Einwirkungen der Erhöhung der Produktivität der Arbeit auf den Werth des Kapitals berücksichtigt Marx gar nicht.... Eine richtige Lösung des gegebenen Problems ist also nicht so einfach, wie sie Marx annimmt" (S. 210, 211).

Tugan sucht sie auf eine eigenartige Weise zu erreichen, indem er neben den Massen der Werthe, also populär gesprochen, den Geldsummen, auch die Massen der Gebrauchswerthe, der Produkte, die sie repräsentiren, in Rechnung zieht. Diese wird dadurch ungemein komplizirt und verworren. Es ist ja klar, daß man wohl Geldsummen, respektive Preise, nicht aber Produkte verschiedener Art einander gleichsetzen kann. Ich kann 5 Mark mit 10 Mark vergleichen, nicht aber 5 Aepfel etwa mit 10 Handschuhen. Wir dürfen es uns und unseren Lesern um so mehr ersparen, Tugans Spuren hier zu folgen, weil wir seinen Gedankengang viel einfacher darstellen können, wenn wir bei den Werthen bleiben und von den Gebrauchswerthen absehen. Tugan führt uns zuerst eine Wirthschaft vor, in der das gesammte Kapital variables ist, Lohnkapital, in dem also die Arbeiter ohne Werkzeuge und Maschinen und ohne Vorräthe irgend welcher Art produziren. Seine Formel Nr. I kann man populär folgendermaßen darstellen:

100000 Mark Lohnkapital, 100000 Mark Gesammtkapital.
100000 Mark Mehrwerth.
Profitrate wie Mehrwerthrate = 100 Prozent.

Nun ändert sich die Sache. Maschinen werden eingeführt, welche

„eine Hälfte der Arbeiter ersetzen; eine Hälfte des variablen Kapitals verwandelt sich in konstantes. Wir können der Einfachheit halber annehmen, daß diese Maschinen sich ebenso umsetzen wie das variable Kapital.... Das unter den neuen technischen Bedingungen erzeugte Produkt kann bei dieser Voraussetzung nicht abnehmen, sonst hätte es keinen ökonomischen Sinn, die Handarbeit durch Maschinenarbeit zu ersetzen. Wir müssen also annehmen, daß das Mehrprodukt, wegen der Einführung der Maschinen, nicht abgenommen hat" (S. 212).

Bei gleichbleibenden Werthen erhielten wir also folgende Formel Nr. II:

50000 Mark Produktionsmittel, 50000 Mark Lohn. Gesammtkapital 100000 Mark.
100000 Mark Mehrwerth.
Profitrate 100 Prozent. Mehrwerthsrate 200 Prozent.

Nun aber bewirkt die Einführung der Maschine eine Erhöhung der Produktivität der Arbeit, also ein entsprechendes Sinken der Werthe der Waaren. So kommen wir zu einer Formel Nr. III:

33333 Mark Produktionsmittel, 33333 Mark Lohn, Gesammtkapital 66666 Mark.
66666 Mark Mehrwerth.
Profitrate 100 Prozent, Mehrwerthrate 200 Prozent.

„Also", fährt Tugan fort, „die relative Abnahme des variablen Kapitals, wovon jede Vervollkommnung der Technik begleitet wird, gelangt in der Veränderung der Masse und Rate nur des Mehrwerths, nicht aber des Profits zum Ausdruck."

Aber dabei ist die Annahme, von der Tugan ausging, noch zu günstig für Marx,

„wir haben nämlich vorausgesetzt, daß die Einführung der Maschine die Masse des gesellschaftlichen Produktes nicht erhöht. In der Wirklichkeit nimmt jedoch unter diesen Bedingungen die Gesammtmasse des Produktes sehr stark zu. Die Steigerung der Produktivität der Arbeit ist also bedeutend größer, als wir es angenommen haben. Daher bedürfen unsere Schlußfolgerungen folgende Modifikation: wir sind zu dem Schlusse gekommen, daß die Ersetzung der Handarbeit durch die Maschinenarbeit die Profitrate nicht verringert. Das wäre richtig unter der Voraussetzung, daß die Einführung der Maschinen keinen Zuwachs der Produktenmasse hervorruft. Da aber thatsächlich die Maschinenarbeit größere Produktenmassen als die Handarbeit erzeugt, so muß die Profitrate in Folge des relativen Steigens des konstanten Kapitals zunehmen. Also gerade das Gegentheil zur Marxschen Theorie. Auf Grund der Arbeitswerththeorie gelangen wir zur Schlußfolgerung, daß die Ersetzung der Arbeiter durch die Maschinen an und für sich nicht nur keine fallende, sondern vielmehr eine steigende Tendenz der Profitrate erzeugt" (S. 215).

Man sieht, wie Tugan sagt, „die richtige Lösung des gegebenen Problems ist nicht so einfach, wie Marx annimmt". Wie Marx annimmt? Oder Tugan? Es ist zunächst ganz falsch, wenn dieser behauptet, Marx berücksichtige gar nicht die Einwirkungen der Erhöhung der Produktivität der Arbeit auf den Werth des Kapitals. Im dritten Bande des „Kapital" beginnt das 14. Kapitel mit den Worten:

„Wenn man die enorme Entwicklung der Produktivkräfte der gesellschaftlichen Arbeit selbst nur in den letzten dreißig Jahren, verglichen mit allen früheren Perioden, betrachtet, wenn man namentlich die enorme Masse von fixem Kapital betrachtet, das außer der eigentlichen Maschinerie in die Gesammtheit des gesellschaftlichen Produktionsprozesses eingeht, so tritt an die Stelle der Schwierigkeit, welche die Oekonomen bisher beschäftigt hat, nämlich den Fall der Profitrate zu erklären, die umgekehrte, nämlich zu erklären, warum dieser Fall nicht größer oder rascher ist? Es müssen gegenwirkende Einflüsse im Spiele sein, welche die Wirkung des allgemeinen Gesetzes durchkreuzen und aufheben und ihm nur den Charakter einer Tendenz geben, weshalb wir auch den Fall der allgemeinen Profitrate nur als einen tendenziellen Fall bezeichnet haben."

Als die allgemeinsten dieser Ursachen bezeichnet Marx: 1. Die Erhöhung des Ausbeutungsgrads der Arbeit. 2. Herunterdrücken des Arbeitslohns unter seinen Werth. 3. Verwohlfeilerung der Elemente des konstanten Kapitals. 4. Die relative Uebervölkerung. 5. Den auswärtigen Handel. 6. Die Zunahme des Aktienkapitals.

Auf S. 201 seines Buches weist Tugan selbst darauf hin, daß Marx diese Gegenwirkungen gegen den tendenziellen Fall der Profitrate erkannt, auf S. 211 wirft er ihm vor, er habe die Wirkungen der steigenden Produktivität der Arbeit auf das Kapital gar nicht in Betracht gezogen und sich die Lösung des Problems überhaupt zu einfach vorgestellt. Thatsächlich hat Marx in den Punkten 1 und 3 Tugans Einwände, soweit sie berechtigt, vollständig vorweggenommen. Notabene, Tugan zitirt Punkt 1 falsch, wenn er ihn mit den Worten wiedergiebt: „1. Erhöhung des Exploitationsgrads der Arbeit durch Verlängerung des Arbeitstags und Intensifikation der Arbeit." Marx zieht ausdrücklich nicht blos den absoluten, sondern auch den relativen Mehrwerth, also Erhöhung der Aus-

beutung durch Verringerung des Werthes der Arbeitskraft, in Betracht, mithin gerade jene Seite, auf die Tugan Gewicht legt.

Aber freilich, Marx betrachtet diese Faktoren nur als Hemmungen des tendenziellen Falles der Profitrate, Tugan glaubt, aus ihnen ein Gesetz des tendenziellen Steigens der Profitrate ableiten zu können.

Und in der That, aus den Formeln II und III geht ein Gleichbleiben der Profitrate hervor. Was folgt jedoch daraus? Zunächst nichts Anderes, als daß die Profitrate dort nicht fällt, wo die von Tugan angenommenen Voraussetzungen eintreffen.

Welches sind aber diese Voraussetzungen?

Einmal die, daß die Ausbeutung der Arbeiter nicht blos steigt, sondern in *demselben Maße* steigt, wie die Produktivität der Arbeit, daß also die Kapitalistenklasse nicht blos einen *stets wachsenden* Antheil an allen Fortschritten der Produktivität einheimst, sondern daß sie diese *ausschließlich*, ganz und gar, *allein* in Beschlag nimmt. Weder Marx noch einem der „orthodoxen" Marxisten wäre es je eingefallen, eine derartige Annahme zu machen. Die Revisionisten behaupten sonst im Gegentheil, daß sogar die Ausbeutung der Arbeiter abnehme, ihr Antheil an der steigenden Produktivität rascher wachse, als der der Kapitalisten. Wir überlassen Tugan in diesem Punkte dem rächenden Stahl seiner kritischen Revisionsgenossen.

Aber die Annahme einer derartig wachsenden Ausbeutung des Arbeiters würde allein noch nicht genügen, die Profitrate auf ihrem alten Stande beharren zu lassen. Es muß sich noch eine andere Annahme dazu gesellen: daß der Werth des konstanten Kapitals, der Produktionsmittel, nie mehr beträgt als die jährliche Lohnsumme der dadurch ersetzten Arbeiter. Nach der Annahme Tugans verdoppeln die neuen Maschinen die Produktivität der Arbeit; ihr Preis ist aber gleich der Summe der Jahreslöhne der bei ihnen beschäftigten Arbeiter. Stiege ihr Preis über diese Grenze hinaus, so müßte auch nach der Tuganschen Formel II die Profitrate fallen, selbst wenn die Ausbeutung der Arbeiter ebenso rasch zunähme, wie die Produktivität der Arbeit.

Vergleichen wir die Tuganschen Formeln nach den früheren Voraussetzungen mit der Gestalt, die sie unter Voraussetzungen annehmen, die der Wirklichkeit eher entsprechen:

Formel I:

Lohnkapital	100000	Mark
Gesammtkapital	100000	=
Mehrwerth	100000	=

Mehrwerthrate 100 Prozent. Profitrate 100 Prozent.

Formel II (nach der Voraussetzung Tugans):

Konstantes Kapital . . .	50000	Mark
Variables Kapital . . .	50000	=
Gesammtkapital	100000	=
Mehrwerth	100000	=

Mehrwerthrate 200 Prozent. Profitrate 100 Prozent.

Formel II (unter der Voraussetzung, das konstante Kapital betrage mehr als der jährliche Arbeitslohn der dadurch freigesetzten Arbeiter):

Konstantes Kapital . . .	60000	Mark
Variables Kapital . . .	50000	=
Mehrwerth	100000	=

Mehrwerthrate 200 Prozent. Profitrate 90 Prozent.

Formel II (unter der Voraussetzung, die Ausbeutung der Arbeiter wachse nicht in dem Maße wie die Produktivität der Arbeit):

Konstantes Kapital . . .	50000	Mark
Variables Kapital . . .	60000	=
Mehrwerth	100000	=

Mehrwerthrate 166 Prozent. Profitrate 90 Prozent.

In beiden Fällen sinkt die Profitrate.

Wir sehen, das Beharren der Profitrate auf der alten Höhe bewegt sich innerhalb sehr enger Grenzen. Jedes Zurückbleiben des Wachsthums der Ausbeutung der Arbeiter hinter der Zunahme der Produktivität ihrer Arbeit, jedes Wachsthum des Werthes des konstanten Kapitals über das Maß der dadurch ersparten jährlichen Lohnsumme hinaus muß zum Falle der Profitrate führen. Je mehr aber das fixe Kapital überwiegt (Gebäulichkeiten, Maschinen und dergleichen), das eine längere Lebensdauer hat und nicht in einem Jahre umgesetzt wird, um so mehr strebt der Werth des konstanten Kapitals über die in der Tuganschen Voraussetzung gezogene Grenze hinaus, um so eher muß sich das Gesetz der fallenden Profitrate geltend machen.

Die Tuganſche Rechnung beweist also bisher blos, daß es Fälle geben kann, in denen dies Gesetz durch starke Gegenwirkungen aufgehoben wird, was Marx bereits sehr wohl wußte, nicht aber, daß es nicht wirkt.

Indeß haben wir noch einen Faktor dieser Rechnung zu berücksichtigen, auf den Tugan viel Gewicht legt. In Folge der Zunahme der Produktivität der Arbeit fällt der Werth des Kapitals, sowohl des konstanten wie des variablen. Auch dadurch soll die Profitrate erhöht werden. Wie uns aber eine Vergleichung der Formel III mit der Formel II zeigt, tritt nichts der Art ein. Profitrate und Mehrwerthrate bleiben dieselben in Formel III wie in Formel II. Und das ist ganz selbstverständlich. Wenn die Preise aller Waaren gleichmäßig sinken, dann ändert sich in ihren Verhältnissen nichts. Wenn Maschinen, Kohlen, Rohstoffe, Arbeitslöhne um 10 Prozent sinken, ebenso aber auch die Preise des Endproduktes, so wird auch die Summe des Profits um 10 Prozent sinken, ihr Verhältniß zur Summe der Kapitalien, also die Profitrate, wird dasselbe bleiben. Eine Erhöhung der Profitrate in Folge des Sinkens des Werthes der im Produktionsprozeß angewendeten Kapitalien tritt nur dann ein, wenn die Preise des fertigen Produktes nicht oder nicht in demselben Maße fallen.

Tugan hätte also diesen Faktor ganz außer Acht lassen können. Seine Rechnung wäre dadurch weniger komplizirt und durchsichtiger geworden. Aber freilich auch um so leichter die auf sie gebaute Beweisführung ad absurdum zu führen.

Aber alles das ist nur Vorgefecht, Vorbereitung zu dem Todesstoß, den Tugan der Marxschen Mehrwerththeorie versetzt. Seine bisher untersuchten Argumente sollten beweisen, daß dort, wo seine Voraussetzungen zutreffen, die Profitrate immer auf der gleichen Höhe bleibt. Aber seine Voraussetzungen seien, behauptet er, noch viel zu günstig für die Marxsche Theorie. In Wirklichkeit stehe es noch schlimmer um sie.

Die oben zitirten Ausführungen Tugans darüber sind nicht sehr glücklich gefaßt und enthalten manchen Widersinn. Aber sie umhüllen ein ernsthaftes Problem, und wir wollen versuchen, es aus der krausen Darstellung des Verfassers herauszuschälen.

Es ist offenbar, der Kapitalist führt technische Verbesserungen nicht ein, um seine Profitrate zu erniedrigen, sondern um sie zu erhöhen. Er wird durch tech-

nische Aenderungen sein konstantes Kapital nur dann vermehren, wenn er dadurch die Rate seines Profits vergrößert.

Sehen wir uns nochmals die Formeln I und II an. Nach der Formel I verausgabt der Kapitalist 100000 Mark, um einen Profit von 100000 Mark einzuheimsen. Nach der Formel II führt er Maschinen ein, um — zu demselben Resultat zu gelangen. Seine Kapitalausgabe und seine Profiteinnahme ändern sich nicht. Es wäre offenbar sinnlos, wollte er die Mühe und das Risiko der Anschaffung von Maschinen auf sich nehmen, wenn er dadurch ökonomisch nichts gewänne.

Nach der Formel II kosten die Maschinen ebenso viel, als die Löhne der durch sie überflüssig gemachten Arbeiter. Wir wissen aber schon aus dem ersten Bande des „Kapital", daß die Einführung von Maschinen nur dann profitabel ist, wenn sie mehr Arbeit erspart, als sie kostet, oder vielmehr, wenn ihr Werth geringer als der Werth der von ihr ersetzten Arbeitskraft. Nach der Tuganschen Voraussetzung, die allerdings selten zutreffen dürfte, wird das ganze aufgewendete konstante Kapital im selben Jahre verbraucht, in dem es eingeführt wird. Die Preise der Maschinen müssen also geringer sein als die Summe der Jahreslöhne der durch sie ersetzten Arbeiter. Nehmen wir an, die letztere Summe betrage 50000 Mark, so müssen wir die Kosten der Maschinerie geringer ansetzen. Wir wollen aber, wie es der Wirklichkeit eher entspricht, nicht annehmen, daß die Zahl der beschäftigten Arbeiter durch die Maschine verringert, sondern daß die Produktion durch diese ausgedehnt wird bei gleichbleibender Arbeiterzahl. Die Formel II würde dann etwa folgende Gestalt annehmen:

40000 Mark Produktionsmittel,
100000 = Arbeitslöhne,
400000 = Gesammtprodukt,
260000 = Mehrwerth.

Rate des Mehrwerths 260 Prozent. Rate des Profits 185 Prozent.

Die Rate des Profits ist also allerdings in Folge der Einführung der Maschinen gestiegen.

Das scheint gegen Marx zu sprechen. Aber dieser Schein ist nur möglich, wenn man das Problem nicht weiter verfolgt, sondern bei seinen Anfängen stehen bleibt.

Die Profitrate ist erhöht, in Folge der Vermehrung des konstanten Kapitals; aber dies gilt nur, solange die betreffenden verbesserten Produktionsmittel Eigenthum blos des einzelnen Kapitalisten sind, das heißt, solange die Vermehrung der Produktivität der Arbeit keinen Einfluß übt auf den Preis des von ihm erzeugten Produktes, solange dieser derselbe bleibt, wie unter der früheren geringeren Produktivität der Arbeit. Solange bezieht der Kapitalist einen *Extraprofit* und *daher eine erhöhte Profitrate*.

Dieser Extraprofit lockt aber andere Kapitalisten an, die Verbesserungen in ihren Betrieben einzuführen; die Konkurrenz zwingt sie dazu, so sinken nach und nach die Preise der betreffenden Produkte, damit aber auch die Rate des Profits, bis schließlich dem vergrößerten Kapital nur noch dieselbe Menge von Werth und Mehrwerth, also Profit, wie früher gegenübersteht, also die Profitrate gesunken ist.

Die Steigerung der Profitrate durch das Wachsthum des konstanten Kapitals in einzelnen Unternehmungen ist also wohl eine nothwendige Folge der letzteren Erscheinung, aber sie dauert nur so lange, als diese eine auf wenige Unternehmungen beschränkte Ausnahme bleibt, und hört auf, sobald dies Wachsthum

allgemein wird. Der Einzelkapitalist wäre sicher ein Narr, wenn er Kapital auslegen würde, um seine Profitrate zu verkürzen. Aber dies ist die schließliche nothwendige Konsequenz seiner Neuerungen, eine Konsequenz, die sich ohne sein Zuthun und gegen seinen Willen entwickelt.

Der Fehler Tugans besteht hier darin, daß er die Einzelerscheinung und den gesellschaftlichen Prozeß nicht auseinanderhält, daß er die bewußte Handlung des einzelnen Kapitalisten zusammenwirft mit den unbewußten Konsequenzen seines Thuns für die Gesellschaft. Darum spottet er auch über die Marxsche Profittheorie:

„Die Maschinen — die mächtigste Waffe der Fabrikanten in ihrem Kampfe gegen die Arbeiterklasse — erscheinen nach dieser Theorie als gefährlichste Feinde der Kapitalisten selbst. Und bis dies Geheimniß in den Manuskripten von Marx entschleiert wurde, konnte kein Fabrikant darauf kommen, daß er, indem er die Arbeiter durch die Maschine ersetzt, zum Untergang seiner Klasse hinwirkt" (S. 217.)

Als ob sich die Fabrikanten der Konsequenzen ihres Thuns bewußt wären! Daß die Fabrikanten am Steigen der Profitrate interessirt sind und doch durch ihre Jagd nach technischen Verbesserungen die Profitrate senken, ist nicht mehr widersinnig, als die Thatsache, daß sie an hohen Preisen ihrer Waaren interessirt sind und durch ihre technischen Verbesserungen am kräftigsten daran arbeiten, sie herabzudrücken; oder als die Thatsache, daß sie in höchstem Maße an der Ausdehnung des Konsums interessirt sind und alles aufbieten, die Löhne zu senken u. s. w. Wenn das, was die Fabrikanten anstreben, und das, was sie erzielen, identisch wäre, dann gäbe es keine Krisen und Tugan hätte sein Buch nicht zu schreiben gebraucht. In der That, wozu überhaupt eine ökonomische Wissenschaft, wenn uns das Fabrikantenbewußtsein bereits ein sicherer Führer durch ihre Tiefen ist!

Wie bei den früheren Einwänden Tugans, so finden wir auch hier, daß sie einen gewissen richtigen Kern haben, daß sie aber darin irren, daß sie als unbedingt und allgemein hinstellen, was nur bedingt und gelegentlich zutrifft. Was Tugan als ein Faktor erscheint, der das Gesetz der fallenden Profitrate in sein Gegentheil verdreht, ist nur eines der Momente, die den Fall der Profitrate unter Umständen hemmen können, denn die Erhöhung der Profitrate durch Einführung neuer Erfindungen ist nicht eine allgemeine und dauernde, sondern eine auf bestimmte Unternehmungen beschränkte, vorübergehende Erscheinung. Und was von den obigen Einwänden Tugans gilt, kann man auch von diesem sagen; auch ihn hat schon einige Jahrzehnte vorher Marx in seinem dritten Bande vorweggenommen. Es heißt da:

„Es könnte die Frage aufgeworfen werden, ob in den, den Fall der Profitrate hemmenden, ihn in letzter Instanz aber stets beschleunigenden Ursachen einbegriffen sind die temporären, aber sich stets wiederholenden, bald in diesem, bald in jenem Produktionszweig auftauchenden Erhöhungen des Mehrwerths über das allgemeine Niveau für den Kapitalisten, der Erfindungen u. s. w. benutzt, bevor sie verallgemeint sind. Diese Frage muß bejaht werden. (III, 1, S. 214.)

Wie sonst beim Revisionismus besteht auch hier sein anscheinender Fortschritt über Marx hinaus nicht darin, daß er Zusammenhänge entdeckt, die diesem verborgen blieben, sondern daß er die Bedeutung gelegentlicher, vorübergehender Hemmungen der allgemeinen von Marx entdeckten Gesetze übertreibt und zu Widerlegungen des Gesetzes aufbauscht.

Nach alledem sehen wir also keinen Grund, Tugan zu folgen, und die Mehrwerththeorie über Bord zu werfen. Es war ein kühnes Wagniß, ihr vom Stand-

punkt der Marxschen Werththeorie zu Leibe zu gehen. Es war kühn, aber auch vergeblich. Die eine Theorie folgt aus der anderen mit eherner Nothwendigkeit. Tugans gescheiterter Versuch liefert auf indirektem Wege einen neuen Beleg dazu.

Welches ist aber Tugans eigene Profittheorie?

Zunächst vernichtet er die Marxsche Profittheorie noch einmal auf anderem Wege — es fehlt uns der Raum, darauf einzugehen, es genügt, zu bemerken, daß hier Tugan zu seinem Beweis einfach dadurch kommt, daß er voraussetzt, was er beweisen will. Dann führt er aus, daß schon Marx bemerkt, eine Erhöhung der Profitrate sei nicht blos durch ein Senken des Preises der Arbeitskraft, sondern auch durch Verringerung der Preise des konstanten Kapitals — Rohstoffe, Maschinen 2c. — zu erreichen (S. 224) und fährt fort:

„Wie es scheint, hat Marx selbst die Tragweite seiner bezüglichen Anschauung nicht verstanden. Am Beispiel der Rohstoffverbilligung hat Marx eingesehen, daß in Bezug der Einwirkung auf die Profitrate das konstante Kapital sich vom variablen in keiner Hinsicht unterscheidet. Eine tiefere Analyse hätte aber Marx zeigen müssen, daß es auch in anderer Hinsicht, was die Profitrate betrifft, keinen Unterschied zwischen variablem und konstantem Kapital giebt. Die Produktionsmittel spielen im Produktionsprozeß sowie in der Bildung der Profitrate gerade dieselbe Rolle wie die Arbeiter. Die Maschinen sind unter den modernen Wirthschaftsbedingungen durchaus den Arbeitern äquivalent: sie schaffen wie die Arbeiter Gebrauchswerthe und wirken in gleichem Maße auf die Profitrate ein" (S. 225). „Der Kapitalismus verwandelt im wirthschaftlichen Verkehr den Menschen in ein einfaches Produktionsmittel, behandelt den Menschen als ein Thier oder ein unbeseeltes Ding. Das gilt ganz ebenso für die Schaffung des Profits wie für die Realisation des hergestellten Produkts.... Die Mehrwerththeorie von Marx behauptet, daß in Bezug auf die Entstehung des Profits ein fundamentaler Unterschied zwischen den Menschen und den Produktionsmitteln bestehe: der Profit sei nämlich die alleinige Schöpfung der aufgewandten menschlichen Arbeit, während die Produktionsmittel dabei keine aktive Rolle spielten. Unsere Analyse hat aber die Unhaltbarkeit der Marxschen Mehrwerththeorie gezeigt. Auch in Bezug auf die Schaffung des Profits sind die Menschen und die Produktionsmittel in der kapitalistischen Wirthschaft gleich" (S. 229).

Dies die „tiefere Analyse", die unser Revisionist der Oberflächlichkeit von Marx entgegensetzt, der sich selbst nicht recht verstand.

Diese famose Analyse bringt folgende Kunststücke fertig: Sie geht aus von der Erkenntniß, daß die Rate des Profits berechnet wird durch das Verhältniß der Masse des jährlichen Profits zum gesammten aufgewandten Kapital, zum konstanten ebenso wie zum variablen, daß also jede Verminderung des konstanten, ebenso wie die des variablen Kapitals, die Profitrate erhöht. Die Profitrate wird mit unheimlicher Schnelligkeit dank „tieferer Analyse" gleichgesetzt der Profitmasse und die Berechnung der Profitrate gleichgesetzt der Schaffung der Profitmasse; so kommt Tugan zu dem Schlusse, daß das konstante Kapital bei der Schaffung des Profits im Produktionsprozeß dieselbe Rolle spielt, wie das variable, das heißt, wie die Arbeit.

Aber widerspricht das nicht der von Tugan selbst anerkannten Theorie des Arbeitswerths, daß alle Werthe, also auch die Profite, nur durch Arbeit geschaffen werden?

Dieser Einwand wird durch ein zweites Kunststück eskamotirt: Die Maschinen, sagt er, schaffen ebenso Gebrauchswerthe, wie die Arbeiter, die Kapitalisten aber, bar aller Menschlichkeit, bewerthen die Gebrauchswerthe, welche die Maschinen schaffen, ebenso hoch, wie die Gebrauchswerthe, welche die Menschen schaffen;

der Arbeiter gilt ihnen nur als Maschine. Je mehr Gebrauchswerthe eine Maschine produzirt, desto mehr Werthe für ihren Besitzer. Es produziren also nicht blos die Arbeiter, sondern auch die Maschinen Profit, die Mehrwerththeorie ist abermals glänzend ad absurdum geführt.

Dies das zweite Kunststück Tugans. Er will nachweisen, daß auch das konstante Kapital Profit, das heißt Werth schafft, wie der Arbeiter, aber zu diesem Behuf wird plötzlich an Stelle des konstanten Kapitals ein neuer Begriff untergeschoben, die Maschine. Wohl gehört die Maschine zum konstanten Kapital, aber das konstante Kapital besteht bekanntlich nicht blos aus Maschinen, sondern auch aus Rohstoffen und Hilfsstoffen. Jede Veränderung des Werthes der letzteren wirkt auch auf die Profitrate ein, ja Werthveränderungen der Rohstoffe beeinflussen, da sie öfter vorkommen, im Allgemeinen die Profitrate viel mehr als Werthveränderungen der Maschinen. Ist es also richtig, wie Tugan schließt, daß das konstante Kapital, das heißt die Produktionsmittel insgesammt, gerade dieselbe Rolle spielen, wie die Arbeiter, dann muß er uns zeigen, wie Rohstoffe und Hilfsstoffe „Gebrauchswerthe schaffen", er muß zeigen, wie Baumwolle Garn spinnt, oder wie Kohle und Schmieröl diese Leistung zu Stande bringen.

Von der Einwirkung der Rohstoffe auf die Profitrate ging Tugan aus. Im Laufe der Vertiefung seiner Analyse sinken sie unter den Tisch und an ihre Stelle tritt die Maschine. Aber von ihr gilt dasselbe wie vom Rohstoff, nur mit dem Unterschied, daß der Widersinn der „Schaffung von Gebrauchswerthen" durch das konstante Kapital hier weniger handgreiflich ist. Sollte die Tugansche „tiefere Analyse" einen Sinn haben, dann müßte ein Theil der Gebrauchswerthe, in denen sich der Profit verkörpert, von den Maschinen geschaffen werden, ein anderer von den Arbeitern. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall. Will Tugan etwa behaupten, von 10000 Pfund Garn seien 5000 Pfund von den Maschinen produzirt und 5000 von den Arbeitern? Alle 10000 sind von den Arbeitern mit Hilfe der Maschinen produzirt. Es ist ganz unmöglich, den Antheil festzustellen, den der Arbeiter daran hat, und den Antheil der Maschine. Die Maschine kann nicht den geringsten Gebrauchswerth ohne menschliche Arbeit schaffen, wie auch die menschliche Arbeit keinen Gebrauchswerth — von ganz geringfügigen Ausnahmen abgesehen — schaffen kann ohne Produktionsmittel. Gebrauchswerthe werden nur geschaffen durch Zusammenwirken von Arbeit und Produktionsmitteln; es ist eine der seltsamsten Verirrungen Tugans, zu vermeinen, daß die Produktionsmittel ebenso wie der Mensch Gebrauchswerthe schaffen, daß beide nebeneinander dasselbe Geschäft verrichten, etwa wie nebeneinander ein Pflug mit Pferden bespannt und ein Dampfpflug die gleiche Arbeit besorgen. Diese Verirrung ist aber die Grundlage, auf der Tugan seine neue, durch „tiefere Analyse" gewonnene Profittheorie aufs Unerschütterlichste begründet zu haben glaubt.

Wie oben hinter seinem vermeintlich stärksten Einwand gegen die Theorie der fallenden Profitrate, so lauert auch hinter seiner neuen Profittheorie dasselbe sonderbare Mißverständniß, das die Gewinnung von Extraprofit, den ein einzelner Kapitalist durch Einführung neuer Erfindungen in seinem besonderen Betrieb vorübergehend erzielen kann, mit der Schaffung des allgemeinen Profits der Kapitalistenklasse verwechselt.

Wenn ein einzelner Unternehmer durch eine Maschine in Stand gesetzt wird, mit denselben Arbeitern aus demselben Material 15000 Stück — etwa Zentner Kupferdraht — statt wie bis dahin ohne Maschine 10000 zu erzeugen, so wird dadurch die gesellschaftlich zur Herstellung seiner Waaren erforderliche Arbeitszeit

zunächst nicht geändert, also auch ihr Preis — ceteris paribus — nicht verringert. Der Preis der 5000 Zentner, die er der Einführung seiner Maschine verdankt, bedeutet also für ihn einen Extraprofit, und von seinem Standpunkt und dem des Bulgärökonomen, der ja der seine ist, mag dann die Sache so aussehen, als seien die 5000 Zentner Kupferdraht ausschließlich das Produkt seiner Maschine — die Maschine produzirt für ihn ebenso Gebrauchswerthe wie seine Arbeiter —, sie produzirt 5000 Zentner Kupferdraht und die Arbeiter 10000. Der Werth dieser 5000 Zentner ist reiner, anscheinend von der Maschine produzirter Profit.

Wird aber die neue Maschine allgemein eingeführt, dann sinken die Preise des Kupferdrahts so sehr, daß schließlich, wenn sich sonst nichts ändert, die 15000 Zentner nur um den Werth der bei ihrer Produktion verbrauchten Maschinerie mehr werth sind als ehedem die 10000. Betrug der Werth der 10000 Zentner ehedem 600000 Mark und werden bei der Fabrikation der 15000 Zentner nach dem neuen Verfahren etwa 75000 Mark an Maschinerie mehr verbraucht, während der Aufwand an Rohstoff und menschlicher Arbeitskraft der gleiche bleibt (etwa 100000 Mk. für Rohmaterial und 200000 Mk. für Arbeitslohn), so wird der Werth des Zentners Kupferdraht von 60 Mark auf 45 herabgehen. Die 15000 Zentner werden nicht mehr 900000 Mark, wie Anfangs, sondern nur noch 675000 einbringen. Der Profit wird wieder wie vor Einführung der verbesserten Fabrikationsmethode 300000 Mark betragen, nachdem er vorübergehend auf 600000 Mark gestiegen war. Aber die Profitmasse von 300000 Mark, die zuerst auf ein Kapital von 300000 Mark berechnet wurde, muß nun auf ein Kapital von 375000 Mark berechnet werden, die Profitrate ist also von 100 auf 80 Prozent gesunken, nachdem sie eine Zeitlang 160 Prozent betragen. Jetzt wird mit Hilfe der Maschine zwar eine vermehrte Menge von Gebrauchswerthen, nicht aber von Werthen produzirt und auch der Anschein ist geschwunden, als ob die neue Maschine neue Werthe und Profite produzirte. Es muß erst wieder eine neue, noch bessere Maschine kommen, damit das Spiel des Extraprofits und der anscheinenden Schaffung von Gebrauchswerthen und Profiten durch die Maschine sich wiederholen kann.

Aber freilich, wer könnte von der „tieferen Analyse" des Revisionismus verlangen, daß er diesen Zusammenhang durchschaut, über den uns Marx schon vor einem Menschenalter unterrichtete!

Tugan beginnt seine Untersuchung des Gesetzes der fallenden Profitrate mit den Worten:

„Jeder kapitalistische Unternehmer ist überzeugt, daß sein Profit ganz ebenso durch den konstanten, nach der Marxschen Terminologie, wie durch den variablen Theil seines Kapitals erzeugt wird. Der Kapitalist bemerkt keinen Unterschied in Bezug auf die Schaffung des Profits zwischen diesen beiden Bestandtheilen des Kapitals. Der ‚Bulgärökonom' stimmt dem Kapitalisten bei.... Die Praktiker und die ‚Bulgärökonomen' haben darin, nach unserer Meinung, vollkommen recht" (S. 208).

Das ist das Fazit der „Revision" und „Fortentwicklung" der Marxschen Mehrwerththeorie durch einen der fähigsten und gründlichsten der Revisionisten! Zurück, zurück! ist das Ergebniß aller dieser Fortschritte über den „rückständigen" Marxismus hinaus. Zurück auf eine schon vor ihm erreichte Stufe! In diesem Falle: Zurück auf die Bulgärökonomie! (Fortsetzung folgt.)

unsere jungen Redakteure in dem Betrieb unserer großen Blätter eine Zeit lang eingearbeitet und dann erst zur selbständigen Leitung anderer Blätter berufen werden. Eine Uebungszeit von einigen Monaten würde da schon sehr nützlich wirken!

Für den Fortschritt unserer Presse ist es von höchster Wichtigkeit, daß ein immer besser ausgebildeter Nachwuchs herangezogen wird. Damit dies so erstrebenswerthe Ziel auch erreicht werde, gab ich diese Hinweise, deren Diskussion ich den Kollegen wie den Preßkommissionen bestens empfehle.

Krisentheorien.

Von **Karl Kautsky.**

(Fortsetzung.)

3. Die Erklärung der Krisen aus der Unterkonsumtion.

Daß die Krisen eine Folge der Ueberproduktion sind, das ist ein Satz, der nachgerade zum Gemeinplatz geworden ist, den Niemand mehr bestreitet. Aber damit ist das Problem der Krisen noch lange nicht gelöst; denn es fragt sich, woher denn die Ueberproduktion kommt und wie es möglich, daß Ueberproduktion, also ein Uebermaß von Reichthum, ein Uebermaß von Noth und Elend erzeugt.

Für das bürgerlich beschränkte Hirn, dem die Gesetze der Waarenproduktion als Naturgesetze erscheinen, existirt freilich das letztere Problem nicht. Bei der Arbeitslosendebatte meinten die bürgerlichen Redner fast alle, die Krisen seien bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich, denn selbst bei sozialistischer Regelung der Produktion ließen sich zum Beispiel die Ernten nicht reguliren. Diese guten Leute halten es also einfach für selbstverständlich, daß eine gewisse Vermehrung des Reichthums unter allen Umständen Krisen, Noth und Elend hervorruft. Und doch brauchten sie sich nur die Verhältnisse einer für den Selbstgebrauch, nicht für den Verkauf dienenden Wirthschaft, etwa einer urwüchsigen bäuerlichen Hausgenossenschaft, vorzustellen, um zur Erkenntniß zu kommen, daß dort eine Ueberproduktion alles Andere, nur nicht Noth und Elend hervorzurufen vermag. Fällt etwa eine Getreideernte zu reichlich aus, so wird der Ueberschuß über den eigenen Konsum aufbewahrt, um in Zeiten schlechter Ernten das Defizit zu decken. Ist der Ueberschuß ein so gewaltiger, daß die Scheuern und Dachböden ihn nicht zu fassen vermögen, dann verfüttert man das Weitere an das Vieh. Vermag auch dieses nicht des Segens Herr zu werden, dann muß eben der Rest desselben verkommen. Aber daß Menschen Hunger leiden, weil sie zu viel Getreide geerntet — das für selbstverständlich zu halten und daraus den Schluß zu ziehen, daß auch der Sozialismus der Krisen nicht Herr werden könne, daß sie, wie Herr Pachnicke Hand in Hand mit Herrn Hitze uns belehrte, „in der Natur der Menschen und der Dinge liegen", dazu muß man zur Elite der bürgerlichen Intelligenz zählen, als Abgeordneter oder Professor an einer Universität — sei sie von katholischer oder voraussetzungsloser Sorte.

Allerdings unter der Waarenproduktion wird der Zusammenhang von Ueberproduktion und Krise selbstverständlich. Denn sie ist die Produktion von Privatproduzenten, die unabhängig voneinander produziren, von denen jeder produzirt, was er nicht braucht, und jene Produkte, die er braucht, durch Vermittlung des Geldes von anderen Produzenten eintauscht. Auf dieser Wirthschaftsstufe kann

ich in der Regel kein Produkt konsumiren, das ich nicht gekauft und bezahlt habe. Ich kann aber nicht kaufen und zahlen ohne Geld, und Geld bekomme ich — abgesehen von Raub, Erpressung und ähnlichen Methoden — nur dadurch, daß ich meine eigenen Produkte oder meine Arbeitskraft verkaufe. Ich kann also nicht konsumiren, wenn ich keinen Käufer für meine Waaren gefunden habe. Die Ueberproduktion bringt es aber nothwendiger Weise mit sich, daß eine Reihe von Waaren unverkauft bleibt, ihre Besitzer also nicht zu Gelde kommen, nicht kaufen, nicht konsumiren können und so, wenn sie aus dem Verkauf der betreffenden Waaren allein ihren Lebensunterhalt ziehen, in Noth und Elend gerathen.

Nur dort, wo zum Verkauf produzirt wird, nie dort, wo zum Selbstgebrauch produzirt wird, kann aus der Ueberproduktion eine Krise entstehen. Dies von der sozialistischen Gesellschaft zu behaupten, ist sinnlos.

Aber die Waarenproduktion macht es nicht blos erst möglich, daß aus der Ueberproduktion eine Krisis entspringt, sie giebt auch dem Begriff der Ueberproduktion selbst eine neue Gestalt.

Bei der Produktion für den Selbstgebrauch ist Ueberproduktion gleichbedeutend mit einer Produktion über die gegebene Konsummöglichkeit hinaus. Nicht aus ihr, sondern nur aus Unterproduktion kann in diesem Stadium Noth und Elend entstehen. Daher trachtet da jede weiterblickende Wirthschaft, wahrscheinlich auch jede sozialistische Gesellschaft, ständig nach einem gewissen Grade von Ueberproduktion über den normalen Konsum hinaus, um unerwartete Ausfälle der Produktion wie auch einen unerwarteten Mehrbedarf auszugleichen.

Unter der Waarenproduktion heißt dagegen Ueberproduktion Produktion über den Bedarf des *Marktes*, das heißt über die *Nachfrage der geldbesitzenden Konsumenten* hinaus. Die anderen Konsumenten zählt man zu den Lumpen, die sich begraben lassen sollen, die wenigstens aus dem Leben des Marktes ausscheiden. Die Nachfrage des Marktes ist aber eine Größe, die in ganz anderem Grade wechselt, als die absolute Konsumfähigkeit der Menschen. Durch die verschiedensten Einflüsse wird der Markt heute enorm erweitert, morgen enorm verengt, was heute Unterproduktion war, wird morgen zur Ueberproduktion, diese wird ein sehr relativer Begriff.

Wie eine derartige relative Ueberproduktion durch ein Stocken der Geldzirkulation geschaffen werden kann, dafür nur ein Beispiel.

Nehmen wir an, die Industrie werde repräsentirt durch einen Schneider, die industrielle Produktion durch zwei Röcke. Ihr stehe gegenüber die Landwirthschaft als „innerer Markt" der Industrie in Gestalt zweier Bauern, von denen der eine einen Sack Getreide als Ueberschuß seiner Wirthschaft auf den Markt bringt, der andere ein Faß Wein und ein Goldstück. Er sei der einzige Geldbesitzer, und das Faß Wein, der Sack Getreide, ein Rock seien gleichwerthig.

Kauft der Weinbauer um 20 Mark einen Rock, so erhält der Schneider Geld, womit dieser den Sack Getreide kauft. Der Getreidebauer verwendet das dadurch erhaltene Geld, um dem Schneider seinen zweiten Rock abzukaufen, der Schneider sieht sich nun in der Lage, dem Weinbauern sein Faß Wein abzunehmen. Am Ende der Transaktion hat der Schneider Wein und Getreide, jeder Bauer einen Rock und der Weinbauer auch seine 20 Mark wieder. Alles ging vortrefflich in dieser besten aller Welten.

Aber anders sähe die Sache aus, wenn der Weinbauer entweder es vorzöge, sein Goldstück in den Strumpf zu stecken oder aus sonst einem Grunde es ablehnte, dem Schneider seinen Rock abzukaufen und lieber bei seinem alten

Kittel bleibe. Jetzt haben wir die Ueberproduktion des einen Rockes. Aber da der Schneider für diesen keinen Käufer fand, hat er auch kein Geld, dem anderen Bauern sein Getreide abzukaufen, und diesem fehlt nun ebenfalls das Geld, dem Schneider seinen zweiten Rock abzunehmen. Der Schneider hungert und der Bauer friert, und doch sind Getreide und Rock vorhanden, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Am Ende wird aber der Weinbauer selbst für seinen Geiz bestraft, denn er wird nun auch seinen Wein nicht los. Noth und Elend überall.

Natürlich kommen die Dinge in Wirklichkeit nie so einfach und so kraß vor, wie wir sie hier der Anschaulichkeit wegen geschildert. Aber die Grundlinien einer Krise nicht aus absoluter, sondern aus relativer Ueberproduktion, sind hier gegeben. Dies Beispiel zeigt uns aber auch wieder einen neuen Begriff: Die Krisis rührt daher, daß der eine Bauer nicht sein ganzes Einkommen in Nachfrage nach Konsummitteln verwandelte, daß er mehr produzirte und verkaufte, als er konsumirte, also aus der Unterkonsumtion.

Diese Unterkonsumtion ist jedoch eine zufällige Erscheinung. Aber die Krisen sind nur in den Anfängen der Waarenproduktion gelegentliche, unberechenbare Vorkommnisse. Seit 1825 finden wir einen Krisenzyklus von ungefähr zehn Jahren.

Die erste große industrielle Krise brach in England nach den napoleonischen Kriegen 1815 aus. 1825 kam die zweite, die dritte 1836, die vierte 1847, dann wieder eine 1857, eine 1866, 1874; nun folgte ein Niedergang bis 1879, ein leiser Aufschwung bis 1883, abermals ein Niedergang, ohne förmliche Krisis, bis 1886, dann Aufschwung bis 1890, Niedergang von 1891 bis 1895, Aufschwung von 1895 bis 1900, von da an wieder Niedergang.

Dieser periodische Wechsel von Prosperität und Depression, welch letztere in der Regel durch einen geschäftlichen Zusammenbruch eingeleitet wird, das ist die Erscheinung, die wir hier zu untersuchen haben, nicht die Krisen überhaupt. Eine jede erhebliche Stockung der Waarenzirkulation bedeutet eine geschäftliche Krisis, solche Stockungen können aber aus den verschiedensten Ursachen herrühren, Ursachen, die mit der wachsenden Komplizirtheit des wirthschaftlichen Mechanismus immer mehr zunehmen. Marx hat an verschiedenen Stellen seines „Kapital" verschiedene solcher Krisenursachen untersucht. Es ist aber ein Irrthum, wenn man das dahin auslegt, als habe er für dieselbe Erscheinung an verschiedenen Stellen seines Werkes verschiedene Erklärungen gegeben. Wer näher zusieht, wird finden, daß es verschiedene Erscheinungen sind, die er verschieden erklärt.

Die periodischen Krisen sind, wie wir eben gesehen, ein Kind des letzten Jahrhunderts, sie entstanden erst, nachdem die Waarenproduktion ihre höchste Form, die kapitalistische, in hohem Grade entwickelt hatte. Herr Gothein erklärte allerdings in der Arbeitslosendebatte Bebel gegenüber, es wären schon im Mittelalter Krisen vorgekommen, soweit es dort eine Industrie gab. Das ist richtig, aber es waren Krisen ganz anderer Art, als die jetzigen. Die periodische, mit Nothwendigkeit alle zehn Jahre eintretende Krisis ist ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts.

Sie entstand gleichzeitig mit all dem physischen Elend, das die Anfänge der kapitalistischen Großindustrie überall begleitet, dessen Greuel sie auf die Spitze trieb. Angesichts dessen lag es nahe, sie in Verbindung mit dem Elend zu bringen und die Krisen aus der Unterkonsumtion der Massen zu erklären. Wir haben gesehen, wie die Unterkonsumtion zur Krisis führen kann. Aber in unserem Beispiel war, wie schon bemerkt, die Unterkonsumtion ein zufälliges Vorkommniß. Im Proletariat erstand aber jetzt eine Klasse, deren Unterkonsumtion ein noth-

wendiges Ergebniß ihrer sozialen Bedingungen war. Auf diese wurden die Krisen zurückgeführt. Die Unterkonsumtion ist aber nicht im physiologischen Sinne aufzufassen, etwa als Unterernährung, sondern im sozialen, als die Konsumtion einer Klasse, die hinter ihrer Produktion zurückbleibt. Nicht blos eine Einschränkung des Konsums bei gleichbleibender oder wachsender Produktion, sondern auch eine Vermehrung der Produktion bei gleichbleibendem, ja selbst bei wachsendem, nur langsamer wachsendem Konsum, führt zur Unterkonsumtion.

Schon frühzeitig haben die der kapitalistischen Produktionsweise kritisch gegenüberstehenden Oekonomen von Robert Owen und Sismondi an in der Unterkonsumtion der Proletarier den Grund der Krisen gesehen. Den letzten Grund der Krisen sahen auch Marx und Engels in der Unterkonsumtion. Den letzten Grund, nicht aber ihre direkte Ursache. Schon Engels hat darauf hingewiesen, daß die Unterkonsumtion der Arbeiter für sich allein nicht den Grund der periodischen Krisen bilden könne, denn diese seien noch keine hundert Jahre alt, die Unterkonsumtion der Massen dagegen bestehe so lange, wie der Gegensatz von ausbeutenden und ausgebeuteten Klassen, reiche also über die Anfänge der überlieferten Geschichte zurück. Es handelt sich hier also um eine Unterkonsumtion, die unter besonderen Verhältnissen existirt.

Der Unterschied zwischen der früheren Ausbeutung und der des industriellen Kapitals besteht vor Allem darin, daß die erstere zum großen Theile auf der Naturalwirthschaft beruhte, in der, wie wir gesehen, Krisen in Folge von Ueberproduktion von vornherein ausgeschlossen sind. Dies gilt ebenso für die antike wie für die feudale Gesellschaft und für die des orientalischen Despotismus. Aber auch unter der einfachen Waarenproduktion brauchte die Unterkonsumtion nicht Krisen hervorzurufen, wenn der Unterkonsumtion der Ausgebeuteten eine entsprechende Konsumtion der Ausbeuter entsprach. Nehmen wir unser obiges Beispiel her, verändern es aber dahin, daß über dem Weinbauern ein Frohnherr steht, dem jener seine 20 Mark als Geldabgabe zu entrichten hat. Nun wird freilich der Weinbauer keinen Rock mehr kaufen können, aber der Frohnherr wird ihn kaufen, der Schneider kauft für die 20 Mark Getreide vom Ackerbauer, dieser den zweiten Rock vom Schneider, der wiederum nun das Fäßchen Wein vom Weinbauern, dem so 20 Mark zu einem neuerlichen Tribut für den Frohnherrn zufließen. Das Geld zirkulirt ohne Stockung und keinerlei Ueberproduktion macht sich bemerkbar, trotz der Unterkonsumtion des Weinbauern.

Vor dem Aufkommen des industriellen Kapitalismus dient die Ausbeutung fast ausschließlich Zwecken des Konsums. Was man den arbeitenden Klassen erpreßt, wird verthan. Von einer aus sozialen Ursachen stammenden Ueberproduktion kann da keine Rede sein. Die vorkapitalistischen Ausbeutungsmethoden entwickeln vielmehr das entgegengesetzte Uebel. Die Ausbeutung vermehrt die Machtmittel der Ausbeuter, damit aber auch die Möglichkeit, dem Unterjochten mehr Produkte zu erpressen, seine Ausbeutung zu steigern. Die Produktionsmethoden dagegen verbessern sich nur langsam oder gar nicht. Die Folge ist steigender Raubbau am Boden und an der menschlichen Arbeitskraft, Rückgang des Ertrags der Produktion, also sozusagen zunehmende Unterproduktion, damit aber auch zunehmende Entvölkerung und Verödung des Landes.

Das ist das Ende jeder vorkapitalistischen, auf Ausbeutung beruhenden Gesellschaftsform, darin erstarb das alte Griechenland, das kaiserliche Rom, der Feudalismus in Frankreich und Spanien im achtzehnten Jahrhundert, daran siechen die Türkei und Persien in unseren Tagen dahin.

Ganz anders die Richtung, in der sich die kapitalistische Gesellschaft entwickelt. Sie beruht auf ausgebildeter, vorherrschender Waarenproduktion. Man produzirt nicht mehr direkt für den Gebrauch der eigenen oder der ausbeutenden Familie, sondern für den Markt. Auf dem Markte siegt aber bei freier Konkurrenz Derjenige, der am billigsten verkauft, was auf die Dauer nur Jener kann (ceteris paribus), der am billigsten produzirt. Neben der Herabdrückung des Lohnes, der Vermehrung der Geschicklichkeit und der Intensität der Arbeit und der Ausdehnung der Arbeitszeit tritt aber jetzt ein neuer Faktor der Verminderung der Produktionskosten auf den Plan: die Maschine, nicht mehr ein Produkt des Zufalls, sondern methodischen, wissenschaftlichen Forschens. Wir haben oben im zweiten Kapitel gesehen, wie die Maschine ihren ersten Anwendern Extraprofite verschafft, wie dann die Konkurrenz die anderen Produzenten zwingt, sie ebenfalls anzuwenden. Einführung oder Verbesserung von Maschinen bedeutet aber auch Erweiterung und Verstärkung der als Werkstätten benutzten Baulichkeiten, bedeutet Vermehrung der verarbeiteten Rohstoffe; sie setzt also vermehrten Geldbesitz, vermehrtes Kapital voraus.

Von jetzt an wird es für die neuen Ausbeuter, die industriellen Kapitalisten, unmöglich, sich auf dem Markte zu behaupten, wenn sie den ganzen Profit, den sie einheimsen, in persönlichem Konsum aufzehren. Sie müssen „sparen", einen Theil des Profits zurücklegen, akkumuliren, um ihr Kapital zu vermehren und so konkurrenzfähig zu bleiben. So führt die kapitalistische Produktionsweise mit Nothwendigkeit einerseits zur Einschränkung des persönlichen Konsums der Kapitalisten und andererseits gerade in Folge dessen zu steter Vermehrung der Produktionsmittel und zu steter Erhöhung der Produktivität der Arbeit, also zu steter Erweiterung der Produktion von Konsummitteln. Die Unterkonsumtion der Ausgebeuteten wird jetzt nicht mehr wettgemacht durch einen entsprechenden persönlichen Konsum der Ausbeuter. Darin liegt der Grund des ständigen Dranges nach Ueberproduktion in der heutigen Produktionsweise.

Die Kapitalisten und die von ihnen ausgebeuteten Arbeiter bieten einen mit der Zunahme des Reichthums der ersteren und der Zahl der letzteren zwar stets wachsenden, aber nicht so rasch wie die Akkumulation des Kapitals und die Produktivität der Arbeit anwachsenden und für sich allein nicht ausreichenden Markt für die von der kapitalistischen Großindustrie geschaffenen Konsummittel. Diese muß einen zusätzlichen Markt außerhalb ihres Bereiches in den noch nicht kapitalistisch produzirenden Berufen und Nationen suchen. Den findet sie auch und sie erweitert ihn ebenfalls immer mehr, aber ebenfalls nicht rasch genug. Denn dieser zusätzliche Markt besitzt bei Weitem nicht die Elastizität und Ausdehnungsfähigkeit des kapitalistischen Produktionsprozesses. Sobald die kapitalistische Produktion zur entwickelten Großindustrie geworden ist, wie dies in England schon im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts der Fall war, erhält sie die Möglichkeit derartiger sprunghafter Ausdehnung, daß sie jede Erweiterung des Marktes binnen Kurzem überholt. So ist jede Periode der Prosperität, die einer erheblichen Erweiterung des Marktes folgt, von vornherein zur Kurzlebigkeit verurtheilt und die Krise wird ihr nothwendiges Ende.

Dies in kurzen Zügen die, soweit wir sehen, von den „orthodoxen" Marxisten allgemein angenommene, von Marx begründete Krisentheorie. Auch Parvus vertritt sie in seinem neuesten Schriftchen über „Handelskrisis und Gewerkschaften" (München, M. Ernst, 64 S.), einer Arbeit, die mit Anschaulichkeit und Kühnheit — hin und wieder vielleicht zu großer Kühnheit — wissenschaftliche Tiefe

vereinigt und in vortrefflichster Weise die schwere Aufgabe löst, in allgemeinverständlicher Weise über das Wesen der Krisen aufzuklären. Wir werden auf sie noch im Fortgang dieser Untersuchung zu sprechen kommen, da sie uns trotz ihrer populären Fassung neue theoretische Einblicke gewährt.

Auch die andere daneben in einem Parteiverlag erschienene Schrift über die Krisen von G. Bernhard, „Krach — Krisis und Arbeiterklasse" (Berlin, Vorwärts, 48 S.) geht von der Anschauung aus, daß in der Unterkonsumtion der Grund der Krisen zu suchen sei. Aber Bernhard bleibt an der Oberfläche und sieht daher in der Unterkonsumtion nicht den letzten, sondern den direkten Grund der Krisen. So behauptet er zum Beispiel, „gerade das Sozialistengesetz ist daran schuld, daß bis gegen Ende der achtziger Jahre die Krisis in Permanenz blieb, nur hin und wieder von kurzen Perioden des Aufschwunges unterbrochen. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß mit der Aufhebung des Sozialistengesetzes eine ganz andere Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse einsetzt" (S. 4). Das klingt agitatorisch sehr schön, aber man darf Agitation nicht mit Argumenten treiben, die vor den Thatsachen nicht Stand halten. Die Krisis der achtziger Jahre dauerte in Deutschland unter dem Sozialistengesetz nicht im mindesten länger als etwa in England ohne Sozialistengesetz, und der wirthschaftliche Aufschwung am Ende der achtziger Jahre nahm merkwürdiger Weise gerade damals ein Ende, als das Sozialistengesetz aufgehoben wurde. Die Krisen werden eben heute nicht durch nationale Märkte, sondern durch den Weltmarkt bestimmt.

Bernhard stellt sich nicht die Aufgabe, eine Theorie der Krisen zu geben, er giebt nur eine geschichtliche Uebersicht einiger der letzten Schwindelgründungen.

Aber der Grund, den Bernhard dafür angiebt, daß er der Theorie der Krisen aus dem Wege geht, ist nicht sehr einleuchtend:

„Angesichts seiner Erkenntniß vom Wesen der kapitalistischen Produktionsordnung erübrigt sich für den Sozialismus überhaupt die Aufstellung einer Krisentheorie. Sie ergiebt sich aus der sozialistischen Gesammtauffassung von selbst."

So gut geht es uns veralteten, orthodoxen, dogmenfanatischen Marxisten nicht. Aus unserer sozialistischen Gesammtauffassung ergiebt sich uns gar keine Theorie von selbst. Jene ergiebt sich uns vielmehr erst aus der Gesammtheit unserer Theorien und zwar nicht von selbst, sondern nach eingehendem Studium der Dinge. Und gerade die Krisentheorie hat uns manche Kopfschmerzen bereitet.

Ebenso erging's auch Tugan Baranowsky. Und seine Untersuchungen haben ihn zur Aufstellung einer eigenen Krisentheorie geführt. So ergeben sich plötzlich aus der „sozialistischen Gesammtauffassung", allerdings nicht „von selbst", mindestens zwei sehr verschiedene Krisentheorien. (Fortsetzung folgt.)

Die politische Bewegung in Belgien.

Von **Emilio** (Redakteur des „Peuple").

Das Jahr 1902 sieht in Belgien den Kampf ums allgemeine Stimmrecht. Das gesammte politische Leben des Landes vereinigt sich in diesem Augenblick auf die Frage des gleichen Wahlrechts. Aber es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß diese Bewegung in ihren Ursachen und ihrem Auftreten einzig und allein

unsere jungen Redakteure in dem Betrieb unserer großen Blätter eine Zeit lang eingearbeitet und dann erst zur selbständigen Leitung anderer Blätter berufen werden. Eine Uebungszeit von einigen Monaten würde da schon sehr nützlich wirken!

Für den Fortschritt unserer Presse ist es von höchster Wichtigkeit, daß ein immer besser ausgebildeter Nachwuchs herangezogen wird. Damit dies so erstrebenswerthe Ziel auch erreicht werde, gab ich diese Hinweise, deren Diskussion ich den Kollegen wie den Preßkommissionen bestens empfehle.

Krisentheorien.

Von **Karl Kautsky.**

(Fortsetzung.)

3. Die Erklärung der Krisen aus der Unterkonsumtion.

Daß die Krisen eine Folge der Ueberproduktion sind, das ist ein Satz, der nachgerade zum Gemeinplatz geworden ist, den Niemand mehr bestreitet. Aber damit ist das Problem der Krisen noch lange nicht gelöst; denn es fragt sich, woher denn die Ueberproduktion kommt und wie es möglich, daß Ueberproduktion, also ein Uebermaß von Reichthum, ein Uebermaß von Noth und Elend erzeugt.

Für das bürgerlich beschränkte Hirn, dem die Gesetze der Waarenproduktion als Naturgesetze erscheinen, existirt freilich das letztere Problem nicht. Bei der Arbeitslosendebatte meinten die bürgerlichen Redner fast alle, die Krisen seien bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich, denn selbst bei sozialistischer Regelung der Produktion ließen sich zum Beispiel die Ernten nicht reguliren. Diese guten Leute halten es also einfach für selbstverständlich, daß eine gewisse Vermehrung des Reichthums unter allen Umständen Krisen, Noth und Elend hervorruft. Und doch brauchten sie sich nur die Verhältnisse einer für den Selbstgebrauch, nicht für den Verkauf dienenden Wirthschaft, etwa einer urwüchsigen bäuerlichen Hausgenossenschaft, vorzustellen, um zur Erkenntniß zu kommen, daß dort eine Ueberproduktion alles Andere, nur nicht Noth und Elend hervorzurufen vermag. Fällt etwa eine Getreideernte zu reichlich aus, so wird der Ueberschuß über den eigenen Konsum aufbewahrt, um in Zeiten schlechter Ernten das Defizit zu decken. Ist der Ueberschuß ein so gewaltiger, daß die Scheuern und Dachböden ihn nicht zu fassen vermögen, dann verfüttert man das Weitere an das Vieh. Vermag auch dieses nicht des Segens Herr zu werden, dann muß eben der Rest desselben verkommen. Aber daß Menschen Hunger leiden, weil sie zu viel Getreide geerntet — das für selbstverständlich zu halten und daraus den Schluß zu ziehen, daß auch der Sozialismus der Krisen nicht Herr werden könne, daß sie, wie Herr Pachnicke Hand in Hand mit Herrn Hitze uns belehrte, „in der Natur der Menschen und der Dinge liegen", dazu muß man zur Elite der bürgerlichen Intelligenz zählen, als Abgeordneter oder Professor an einer Universität — sei sie von katholischer oder voraussetzungsloser Sorte.

Allerdings unter der Waarenproduktion wird der Zusammenhang von Ueberproduktion und Krise selbstverständlich. Denn sie ist die Produktion von Privatproduzenten, die unabhängig voneinander produziren, von denen jeder produzirt, was er nicht braucht, und jene Produkte, die er braucht, durch Vermittlung des Geldes von anderen Produzenten eintauscht. Auf dieser Wirthschaftsstufe kann

ich in der Regel kein Produkt konsumiren, das ich nicht gekauft und bezahlt habe. Ich kann aber nicht kaufen und zahlen ohne Geld, und Geld bekomme ich — abgesehen von Raub, Erpressung und ähnlichen Methoden — nur dadurch, daß ich meine eigenen Produkte oder meine Arbeitskraft verkaufe. Ich kann also nicht konsumiren, wenn ich keinen Käufer für meine Waaren gefunden habe. Die Ueberproduktion bringt es aber nothwendiger Weise mit sich, daß eine Reihe von Waaren unverkauft bleibt, ihre Besitzer also nicht zu Gelde kommen, nicht kaufen, nicht konsumiren können und so, wenn sie aus dem Verkauf der betreffenden Waaren allein ihren Lebensunterhalt ziehen, in Noth und Elend gerathen.

Nur dort, wo zum Verkauf produzirt wird, nie dort, wo zum Selbstgebrauch produzirt wird, kann aus der Ueberproduktion eine Krise entstehen. Dies von der sozialistischen Gesellschaft zu behaupten, ist sinnlos.

Aber die Waarenproduktion macht es nicht blos erst möglich, daß aus der Ueberproduktion eine Krisis entspringt, sie giebt auch dem Begriff der Ueberproduktion selbst eine neue Gestalt.

Bei der Produktion für den Selbstgebrauch ist Ueberproduktion gleichbedeutend mit einer Produktion über die gegebene Konsummöglichkeit hinaus. Nicht aus ihr, sondern nur aus Unterproduktion kann in diesem Stadium Noth und Elend entstehen. Daher trachtet da jede weiterblickende Wirthschaft, wahrscheinlich auch jede sozialistische Gesellschaft, ständig nach einem gewissen Grade von Ueberproduktion über den normalen Konsum hinaus, um unerwartete Ausfälle der Produktion wie auch einen unerwarteten Mehrbedarf auszugleichen.

Unter der Waarenproduktion heißt dagegen Ueberproduktion Produktion über den Bedarf des *Marktes*, das heißt über die *Nachfrage der geldbesitzenden Konsumenten* hinaus. Die anderen Konsumenten zählt man zu den Lumpen, die sich begraben lassen sollen, die wenigstens aus dem Leben des Marktes ausscheiden. Die Nachfrage des Marktes ist aber eine Größe, die in ganz anderem Grade wechselt, als die absolute Konsumfähigkeit der Menschen. Durch die verschiedensten Einflüsse wird der Markt heute enorm erweitert, morgen enorm verengt, was heute Unterproduktion war, wird morgen zur Ueberproduktion, diese wird ein sehr relativer Begriff.

Wie eine derartige relative Ueberproduktion durch ein Stocken der Geldzirkulation geschaffen werden kann, dafür nur ein Beispiel.

Nehmen wir an, die Industrie werde repräsentirt durch einen Schneider, die industrielle Produktion durch zwei Röcke. Ihr stehe gegenüber die Landwirthschaft als „innerer Markt" der Industrie in Gestalt zweier Bauern, von denen der eine einen Sack Getreide als Ueberschuß seiner Wirthschaft auf den Markt bringt, der andere ein Faß Wein und ein Goldstück. Er sei der einzige Geldbesitzer, und das Faß Wein, der Sack Getreide, ein Rock seien gleichwerthig.

Kauft der Weinbauer um 20 Mark einen Rock, so erhält der Schneider Geld, womit dieser den Sack Getreide kauft. Der Getreidebauer verwendet das dadurch erhaltene Geld, um dem Schneider seinen zweiten Rock abzukaufen, der Schneider sieht sich nun in der Lage, dem Weinbauern sein Faß Wein abzunehmen. Am Ende der Transaktion hat der Schneider Wein und Getreide, jeder Bauer einen Rock und der Weinbauer auch seine 20 Mark wieder. Alles ging vortrefflich in dieser besten aller Welten.

Aber anders sähe die Sache aus, wenn der Weinbauer entweder es vorzöge, sein Goldstück in den Strumpf zu stecken oder aus sonst einem Grunde es ablehnte, dem Schneider seinen Rock abzukaufen und lieber bei seinem alten

Kittel bleibe. Jetzt haben wir die Ueberproduktion des einen Rockes. Aber da der Schneider für diesen keinen Käufer fand, hat er auch kein Geld, dem anderen Bauern sein Getreide abzukaufen, und diesem fehlt nun ebenfalls das Geld, dem Schneider seinen zweiten Rock abzunehmen. Der Schneider hungert und der Bauer friert, und doch sind Getreide und Rock vorhanden, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Am Ende wird aber der Weinbauer selbst für seinen Geiz bestraft, denn er wird nun auch seinen Wein nicht los. Noth und Elend überall.

Natürlich kommen die Dinge in Wirklichkeit nie so einfach und so kraß vor, wie wir sie hier der Anschaulichkeit wegen geschildert. Aber die Grundlinien einer Krise nicht aus absoluter, sondern aus relativer Ueberproduktion, sind hier gegeben. Dies Beispiel zeigt uns aber auch wieder einen neuen Begriff: Die Krisis rührt daher, daß der eine Bauer nicht sein ganzes Einkommen in Nachfrage nach Konsummitteln verwandelte, daß er mehr produzirte und verkaufte, als er konsumirte, also aus der Unterkonsumtion.

Diese Unterkonsumtion ist jedoch eine zufällige Erscheinung. Aber die Krisen sind nur in den Anfängen der Waarenproduktion gelegentliche, unberechenbare Vorkommnisse. Seit 1825 finden wir einen Krisenzyklus von ungefähr zehn Jahren.

Die erste große industrielle Krise brach in England nach den napoleonischen Kriegen 1815 aus. 1825 kam die zweite, die dritte 1836, die vierte 1847, dann wieder eine 1857, eine 1866, 1874; nun folgte ein Niedergang bis 1879, ein leiser Aufschwung bis 1883, abermals ein Niedergang, ohne förmliche Krisis, bis 1886, dann Aufschwung bis 1890, Niedergang von 1891 bis 1895, Aufschwung von 1895 bis 1900, von da an wieder Niedergang.

Dieser periodische Wechsel von Prosperität und Depression, welch letztere in der Regel durch einen geschäftlichen Zusammenbruch eingeleitet wird, das ist die Erscheinung, die wir hier zu untersuchen haben, nicht die Krisen überhaupt. Eine jede erhebliche Stockung der Waarenzirkulation bedeutet eine geschäftliche Krisis, solche Stockungen können aber aus den verschiedensten Ursachen herrühren, Ursachen, die mit der wachsenden Komplizirtheit des wirthschaftlichen Mechanismus immer mehr zunehmen. Marx hat an verschiedenen Stellen seines „Kapital" verschiedene solcher Krisenursachen untersucht. Es ist aber ein Irrthum, wenn man das dahin auslegt, als habe er für dieselbe Erscheinung an verschiedenen Stellen seines Werkes verschiedene Erklärungen gegeben. Wer näher zusieht, wird finden, daß es verschiedene Erscheinungen sind, die er verschieden erklärt.

Die periodischen Krisen sind, wie wir eben gesehen, ein Kind des letzten Jahrhunderts, sie entstanden erst, nachdem die Waarenproduktion ihre höchste Form, die kapitalistische, in hohem Grade entwickelt hatte. Herr Gothein erklärte allerdings in der Arbeitslosendebatte Bebel gegenüber, es wären schon im Mittelalter Krisen vorgekommen, soweit es dort eine Industrie gab. Das ist richtig, aber es waren Krisen ganz anderer Art, als die jetzigen. Die periodische, mit Nothwendigkeit alle zehn Jahre eintretende Krisis ist ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts.

Sie entstand gleichzeitig mit all dem physischen Elend, das die Anfänge der kapitalistischen Großindustrie überall begleitet, dessen Greuel sie auf die Spitze trieb. Angesichts dessen lag es nahe, sie in Verbindung mit dem Elend zu bringen und die Krisen aus der Unterkonsumtion der Massen zu erklären. Wir haben gesehen, wie die Unterkonsumtion zur Krisis führen kann. Aber in unserem Beispiel war, wie schon bemerkt, die Unterkonsumtion ein zufälliges Vorkommniß. Im Proletariat erstand aber jetzt eine Klasse, deren Unterkonsumtion ein noth-

wendiges Ergebniß ihrer sozialen Bedingungen war. Auf diese wurden die Krisen zurückgeführt. Die Unterkonsumtion ist aber nicht im physiologischen Sinne aufzufassen, etwa als Unterernährung, sondern im sozialen, als die Konsumtion einer Klasse, die hinter ihrer Produktion zurückbleibt. Nicht blos eine Einschränkung des Konsums bei gleichbleibender oder wachsender Produktion, sondern auch eine Vermehrung der Produktion bei gleichbleibendem, ja selbst bei wachsendem, nur langsamer wachsendem Konsum, führt zur Unterkonsumtion.

Schon frühzeitig haben die der kapitalistischen Produktionsweise kritisch gegenüberstehenden Oekonomen von Robert Owen und Sismondi an in der Unterkonsumtion der Proletarier den Grund der Krisen gesehen. Den letzten Grund der Krisen sahen auch Marx und Engels in der Unterkonsumtion. Den letzten Grund, nicht aber ihre direkte Ursache. Schon Engels hat darauf hingewiesen, daß die Unterkonsumtion der Arbeiter für sich allein nicht den Grund der periodischen Krisen bilden könne, denn diese seien noch keine hundert Jahre alt, die Unterkonsumtion der Massen dagegen bestehe so lange, wie der Gegensatz von ausbeutenden und ausgebeuteten Klassen, reiche also über die Anfänge der überlieferten Geschichte zurück. Es handelt sich hier also um eine Unterkonsumtion, die unter besonderen Verhältnissen existirt.

Der Unterschied zwischen der früheren Ausbeutung und der des industriellen Kapitals besteht vor Allem darin, daß die erstere zum großen Theile auf der Naturalwirthschaft beruhte, in der, wie wir gesehen, Krisen in Folge von Ueberproduktion von vornherein ausgeschlossen sind. Dies gilt ebenso für die antike wie für die feudale Gesellschaft und für die des orientalischen Despotismus. Aber auch unter der einfachen Waarenproduktion brauchte die Unterkonsumtion nicht Krisen hervorzurufen, wenn der Unterkonsumtion der Ausgebeuteten eine entsprechende Konsumtion der Ausbeuter entsprach. Nehmen wir unser obiges Beispiel her, verändern es aber dahin, daß über dem Weinbauern ein Frohnherr steht, dem jener seine 20 Mark als Geldabgabe zu entrichten hat. Nun wird freilich der Weinbauer keinen Rock mehr kaufen können, aber der Frohnherr wird ihn kaufen, der Schneider kauft für die 20 Mark Getreide vom Ackerbauer, dieser den zweiten Rock vom Schneider, der wiederum nun das Fäßchen Wein vom Weinbauern, dem so 20 Mark zu einem neuerlichen Tribut für den Frohnherrn zufließen. Das Geld zirkulirt ohne Stockung und keinerlei Ueberproduktion macht sich bemerkbar, trotz der Unterkonsumtion des Weinbauern.

Vor dem Aufkommen des industriellen Kapitalismus dient die Ausbeutung fast ausschließlich Zwecken des Konsums. Was man den arbeitenden Klassen erpreßt, wird verthan. Von einer aus sozialen Ursachen stammenden Ueberproduktion kann da keine Rede sein. Die vorkapitalistischen Ausbeutungsmethoden entwickeln vielmehr das entgegengesetzte Uebel. Die Ausbeutung vermehrt die Machtmittel der Ausbeuter, damit aber auch die Möglichkeit, dem Unterjochten mehr Produkte zu erpressen, seine Ausbeutung zu steigern. Die Produktionsmethoden dagegen verbessern sich nur langsam oder gar nicht. Die Folge ist steigender Raubbau am Boden und an der menschlichen Arbeitskraft, Rückgang des Ertrags der Produktion, also sozusagen zunehmende Unterproduktion, damit aber auch zunehmende Entvölkerung und Verödung des Landes.

Das ist das Ende jeder vorkapitalistischen, auf Ausbeutung beruhenden Gesellschaftsform, darin erstarb das alte Griechenland, das kaiserliche Rom, der Feudalismus in Frankreich und Spanien im achtzehnten Jahrhundert, daran siechen die Türkei und Persien in unseren Tagen dahin.

Ganz anders die Richtung, in der sich die kapitalistische Gesellschaft entwickelt. Sie beruht auf ausgebildeter, vorherrschender Waarenproduktion. Man produzirt nicht mehr direkt für den Gebrauch der eigenen oder der ausbeutenden Familie, sondern für den Markt. Auf dem Markte siegt aber bei freier Konkurrenz Derjenige, der am billigsten verkauft, was auf die Dauer nur Jener kann (ceteris paribus), der am billigsten produzirt. Neben der Herabdrückung des Lohnes, der Vermehrung der Geschicklichkeit und der Intensität der Arbeit und der Ausdehnung der Arbeitszeit tritt aber jetzt ein neuer Faktor der Verminderung der Produktionskosten auf den Plan: die Maschine, nicht mehr ein Produkt des Zufalls, sondern methodischen, wissenschaftlichen Forschens. Wir haben oben im zweiten Kapitel gesehen, wie die Maschine ihren ersten Anwendern Extraprofite verschafft, wie dann die Konkurrenz die anderen Produzenten zwingt, sie ebenfalls anzuwenden. Einführung oder Verbesserung von Maschinen bedeutet aber auch Erweiterung und Verstärkung der als Werkstätten benutzten Baulichkeiten, bedeutet Vermehrung der verarbeiteten Rohstoffe; sie setzt also vermehrten Geldbesitz, vermehrtes Kapital voraus.

Von jetzt an wird es für die neuen Ausbeuter, die industriellen Kapitalisten, unmöglich, sich auf dem Markte zu behaupten, wenn sie den ganzen Profit, den sie einheimsen, in persönlichem Konsum aufzehren. Sie müssen „sparen", einen Theil des Profits zurücklegen, akkumuliren, um ihr Kapital zu vermehren und so konkurrenzfähig zu bleiben. So führt die kapitalistische Produktionsweise mit Nothwendigkeit einerseits zur Einschränkung des persönlichen Konsums der Kapitalisten und andererseits gerade in Folge dessen zu steter Vermehrung der Produktionsmittel und zu steter Erhöhung der Produktivität der Arbeit, also zu steter Erweiterung der Produktion von Konsummitteln. Die Unterkonsumtion der Ausgebeuteten wird jetzt nicht mehr wettgemacht durch einen entsprechenden persönlichen Konsum der Ausbeuter. Darin liegt der Grund des ständigen Dranges nach Ueberproduktion in der heutigen Produktionsweise.

Die Kapitalisten und die von ihnen ausgebeuteten Arbeiter bieten einen mit der Zunahme des Reichthums der ersteren und der Zahl der letzteren zwar stets wachsenden, aber nicht so rasch wie die Akkumulation des Kapitals und die Produktivität der Arbeit anwachsenden und für sich allein nicht ausreichenden Markt für die von der kapitalistischen Großindustrie geschaffenen Konsummittel. Diese muß einen zusätzlichen Markt außerhalb ihres Bereiches in den noch nicht kapitalistisch produzirenden Berufen und Nationen suchen. Den findet sie auch und sie erweitert ihn ebenfalls immer mehr, aber ebenfalls nicht rasch genug. Denn dieser zusätzliche Markt besitzt bei Weitem nicht die Elastizität und Ausdehnungsfähigkeit des kapitalistischen Produktionsprozesses. Sobald die kapitalistische Produktion zur entwickelten Großindustrie geworden ist, wie dies in England schon im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts der Fall war, erhält sie die Möglichkeit derartiger sprunghafter Ausdehnung, daß sie jede Erweiterung des Marktes binnen Kurzem überholt. So ist jede Periode der Prosperität, die einer erheblichen Erweiterung des Marktes folgt, von vornherein zur Kurzlebigkeit verurtheilt und die Krise wird ihr nothwendiges Ende.

Dies in kurzen Zügen die, soweit wir sehen, von den „orthodoxen" Marxisten allgemein angenommene, von Marx begründete Krisentheorie. Auch Parvus vertritt sie in seinem neuesten Schriftchen über „Handelskrisis und Gewerkschaften" (München, M. Ernst, 64 S.), einer Arbeit, die mit Anschaulichkeit und Kühnheit — hin und wieder vielleicht zu großer Kühnheit — wissenschaftliche Tiefe

vereinigt und in vortrefflichster Weise die schwere Aufgabe löst, in allgemeinverständlicher Weise über das Wesen der Krisen aufzuklären. Wir werden auf sie noch im Fortgang dieser Untersuchung zu sprechen kommen, da sie uns trotz ihrer populären Fassung neue theoretische Einblicke gewährt.

Auch die andere daneben in einem Parteiverlag erschienene Schrift über die Krisen von G. Bernhard, „Krach — Krisis und Arbeiterklasse" (Berlin, Vorwärts, 48 S.) geht von der Anschauung aus, daß in der Unterkonsumtion der Grund der Krisen zu suchen sei. Aber Bernhard bleibt an der Oberfläche und sieht daher in der Unterkonsumtion nicht den letzten, sondern den direkten Grund der Krisen. So behauptet er zum Beispiel, „gerade das Sozialistengesetz ist daran schuld, daß bis gegen Ende der achtziger Jahre die Krisis in Permanenz blieb, nur hin und wieder von kurzen Perioden des Aufschwunges unterbrochen. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß mit der Aufhebung des Sozialistengesetzes eine ganz andere Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse einsetzt" (S. 4). Das klingt agitatorisch sehr schön, aber man darf Agitation nicht mit Argumenten treiben, die vor den Thatsachen nicht Stand halten. Die Krisis der achtziger Jahre dauerte in Deutschland unter dem Sozialistengesetz nicht im mindesten länger als etwa in England ohne Sozialistengesetz, und der wirthschaftliche Aufschwung am Ende der achtziger Jahre nahm merkwürdiger Weise gerade damals ein Ende, als das Sozialistengesetz aufgehoben wurde. Die Krisen werden eben heute nicht durch nationale Märkte, sondern durch den Weltmarkt bestimmt.

Bernhard stellt sich nicht die Aufgabe, eine Theorie der Krisen zu geben, er giebt nur eine geschichtliche Uebersicht einiger der letzten Schwindelgründungen.

Aber der Grund, den Bernhard dafür angiebt, daß er der Theorie der Krisen aus dem Wege geht, ist nicht sehr einleuchtend:

„Angesichts seiner Erkenntniß vom Wesen der kapitalistischen Produktionsordnung erübrigt sich für den Sozialismus überhaupt die Aufstellung einer Krisentheorie. Sie ergiebt sich aus der sozialistischen Gesammtauffassung von selbst."

So gut geht es uns veralteten, orthodoxen, dogmenfanatischen Marxisten nicht. Aus unserer sozialistischen Gesammtauffassung ergiebt sich uns gar keine Theorie von selbst. Jene ergiebt sich uns vielmehr erst aus der Gesammtheit unserer Theorien und zwar nicht von selbst, sondern nach eingehendem Studium der Dinge. Und gerade die Krisentheorie hat uns manche Kopfschmerzen bereitet.

Ebenso erging's auch Tugan Baranowsky. Und seine Untersuchungen haben ihn zur Aufstellung einer eigenen Krisentheorie geführt. So ergeben sich plötzlich aus der „sozialistischen Gesammtauffassung", allerdings nicht „von selbst", mindestens zwei sehr verschiedene Krisentheorien. (Fortsetzung folgt.)

Die politische Bewegung in Belgien.

Von **Emilio** (Redakteur des „Peuple").

Das Jahr 1902 sieht in Belgien den Kampf ums allgemeine Stimmrecht. Das gesammte politische Leben des Landes vereinigt sich in diesem Augenblick auf die Frage des gleichen Wahlrechts. Aber es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß diese Bewegung in ihren Ursachen und ihrem Auftreten einzig und allein

Der Sprung ist nicht gewagt worden, und das ist die historische Pointe des ganzen Falles. Vom Standpunkt schon der bürgerlichen Rechtspflege läßt sich gegen die Begründung des freisprechenden Urtheils Vieles einwenden; wenn darin gesagt wird, daß die Angeklagten der That dringend verdächtig blieben und ihrer fast überführt wären, so ist damit zur Genüge gezeigt, daß vom Distelstrauche des militärgerichtlichen Verfahrens nach wie vor keine Feigen zu ernten sind. Denn in den langwierigen Verhandlungen ist auch nicht der Schatten eines Beweises gegen Marten und Hickel erbracht worden und wenn sie „fast" überführt worden sein sollen, dann war es von juridischem Standpunkt ein Aufwaschen, sie auch gleich für ganz überführt zu erklären. Aber was juridisch höchstens das Gewicht eines Strohhalms hat, das fällt historisch allerdings schwerer ins Gewicht. Die unterdrückten Klassen rüsten sich überall zum Schwur auf dem Rütli gegen den ganzen Militarismus, und da denkt man milder, gerade über Tells Geschoß.

Krisentheorien.

Von **Karl Kautsky.**

(Schluß.)

5. Die Veränderungen im Charakter der Krisen.

Müssen wir uns entschieden ablehnend verhalten gegen die neuen Theorien Tugans über die der kapitalistischen Produktionsweise zu Grunde liegenden Faktoren, denen die Krisen entspringen, können wir seiner Profittheorie gar keinen Werth und seiner Krisentheorie nur einen bedingten Werth insofern zuerkennen, als sie die Bedeutung erkennen läßt, die der zweite Band des „Kapital" mit seinen Ausführungen über den Reproduktionsprozeß des Kapitals für die Erforschung der Krisenursachen hat, so finden wir dagegen um so mehr Punkte, in denen wir Tugan nicht blos zustimmen, sondern auch neue Einsichten durch ihn gewinnen, je mehr wir uns von den tiefsten Gründen der Oberfläche der Erscheinungen nähern, von den Abstraktionen zu konkreten Dingen übergehen.

Leider ist unsere Arbeit schon so ausführlich geworden, daß wir es uns versagen müssen, auf diese Ausführungen, namentlich auf Tugans Beobachtungen über die Ursache der Periodizität der Krisen und deren Erscheinungsformen näher einzugehen. Wir müssen Denjenigen, der sich darüber unterrichten will, auf das Werk selbst verweisen.

Blos eine Frage sei hier noch untersucht, die, ob und inwieweit der Charakter der Krisen sich ändert, ob sie die Tendenz zeigen, zu verschwinden oder milder zu werden, wie im Anschluß an liberale Optimisten von einigen Revisionisten wenigstens vor zwei, drei Jahren noch behauptet wurde. Darüber ist Tugan zu sehr bemerkenswerthen Ergebnissen gelangt.

Unterscheidet sich Tugans Krisentheorie auch von der unserigen, so stimmen doch beide darin überein, daß sie die Krisen mit Nothwendigkeit aus der kapitalistischen Produktionsweise hervorgehen, mit ihr unzertrennlich verbunden sein lassen. Denn die Planlosigkeit der Produktion ist ebenso sehr in ihrem Wesen begründet, wie die Unterkonsumtion der Massen und die Akkumulation des Kapitals.

In seinem Schlußkapitel sagt er:

„Sind die in diesem Buche niedergelegten Anschauungen über die Ursachen der Krisen in der kapitalistischen Wirthschaft richtig, so kann nichts irrthümlicher sein als die Ansicht, die von einigen Schriftstellern (zum Beispiel von Bernstein) neuerdings ausgesprochen wird, daß die neueste Entwicklung des Kapitalismus die Gefahr des periodischen Eintretens von Krisen beseitigt habe....

„Viele glauben, daß die Krisen durch das weitere Wachsthum von verschiedenerlei Unternehmerverbänden, Kartellen, Syndikaten, Trusts, beseitigt werden können, da diese die Tendenz haben, direkt oder indirekt die nationale Produktion zu regeln. Wir sind durchaus nicht geneigt, die Bedeutung solcher Verbände zu unterschätzen; ihre allgemeine Verbreitung ist in unseren Augen der beste Beweis für den Bankerott des Prinzips der freien Konkurrenz im Wirthschaftsleben der Gegenwart und für die Nothwendigkeit einer planmäßigen Organisation der gesellschaftlichen Produktion. Die Kartelle stellen einen höchst bedeutenden Fortschritt der kapitalistischen Wirthschaft auf dem Wege der Konzentration des Betriebs dar. Aber immerhin halten wir es für ganz unmöglich, daß die Kartelle den industriellen Zyklus aufheben. Ein Kartell kann in einem einzelnen Industriezweige eine planmäßige Organisation der Produktion einführen, aber das gegenseitige Verhältniß solcher organisirten Produktionszweige bleibt ebenso unorganisirt und planlos wie früher.... Zwar können die Kartelle die Schroffheit des Uebergangs von Aufschwung zu Stockung mildern. Die Kartelle können das Sinken der Waarenpreise durch planmäßige Einschränkung der Produktion abschwächen. Die Einschränkung der Produktion ist aber für die Arbeiter gleichbedeutend mit einer Arbeitslosigkeit. Gerade die Einschränkung der gesellschaftlichen Produktion ist ja der Uebelstand, gegen den angekämpft werden muß. Gegen diesen Uebelstand sind die Kartelle machtlos. Die Bedeutung der Kartelle für die Unternehmer besteht eben darin, daß sie die Last der Depression von den Unternehmern auf die Arbeiter abwälzen" (S. 414—416).

Damit will Tugan nicht behaupten, daß der Charakter der Krisen immer derselbe bleibe. Im Gegentheil, sie haben sich sehr verändert.

„Die Krisen des früheren Typus haben in England aufgehört. Die früheren Krisen glichen einem Sturmwind, der rasch über das Land hinwegfegte und alles auf seinem Wege zerstörte, aber ebenso schnell wieder verschwand. Jetzt ist die Krisis nicht mehr ein akuter Krankheitsfall, sondern eine sich in die Länge ziehende Krankheit; so war zum Beispiel die Weltkrisis von 1857 eine wahre ökonomische Katastrophe, die in kurzer Zeit die Handelsthätigkeit der gesammten kapitalistischen Welt gestört und sie beinahe zu einem vollständigen Stillstand gebracht hat. Alles schien zusammengebrochen und darniedergefallen zu sein. Aber bereits nach einem Jahre waren die Spuren der Krisis fast verwischt und die Industrie war belebter als je zuvor. Daher nimmt es nicht Wunder, daß die alten Krisentheoretiker ... die Krisen mit einem Gewitter verglichen, das Bäume bricht, aber die Atmosphäre reinigt und die Felder erfrischt. Jedoch auf die Krisen der Gegenwart würde selbst ein eingefleischter Optimist, der immer bereit wäre, zu jubeln und auf das Bestehende Lobeshymnen zu singen, nicht eine solche Charakteristik anwenden. In England gab es keine Handelskatastrophe zu Beginn der achtziger Jahre, und trotzdem befand sich die Industrie ungefähr vier Jahre hindurch in der schwersten Stockung. Ebenso rief der Zusammenbruch der Firma Baring im Jahre 1890 keine allgemeine Erschütterung des englischen Kredits hervor und trotzdem zog sich die Geschäftsstockung über drei bis vier Jahre hin. Die Börsenpanik und die Bankerotte treffen mit ihrer Wucht die Unternehmer und die besitzenden Klassen; unter einer Geschäftsstockung leiden am schwersten die Arbeiter. Daher kann man sagen, daß ein Vergleich zwischen den Krisen der Gegenwart und denen der fünfziger und sechziger Jahre nicht zu Gunsten der Krisen des neuen Typus ausfällt" (S. 415).

Die Frage, ob die Krisen sich mildern, wird also verschieden beantwortet werden, je nach dem Standpunkt, auf dem man steht. Wer die Dinge mit

bürgerlichen Augen betrachtet, wird in das Lied jener Optimisten einstimmen, die da annehmen, die Krisen würden durch den Fortschritt der ökonomischen Entwicklung, namentlich durch die Kartelle, gemildert. Die großen Unternehmer leiden heute weniger unter ihnen als ehedem. Wer dagegen vom proletarischen Standpunkt aus urtheilt, muß gerade zu dem entgegengesetzten Urtheil kommen, denn die Arbeiter werden durch sie jetzt schwerer bedrückt als früher. Die Kartelle vermehren das Uebel noch in anderer, als der von Tugan angegebenen Weise: sie verhindern die Arbeiter, die Zeit der Prosperität auszunutzen. Wenn sie die Arbeitslosigkeit zur Zeit der Krisis noch verstärken und verlängern, so hindern sie überdies noch die Arbeiter zur Zeit der Prosperität, die Löhne in dem Maße zu steigern, in dem die Kartellunternehmer und sonstigen Monopolisten die Preise erhöhen. Das ist für die letzte Prosperitätsepoche von den verschiedensten Seiten nachgewiesen worden.

Tugan fragt weiter:

„Vermindert sich die Arbeitslosigkeit in der neuesten Phase der englischen Wirthschaft? Die Statistik kann darauf keine Antwort geben, aber viele Umstände veranlassen uns, vielleicht (es soll wohl heißen ‚vielmehr'. K.) das Gegentheil anzunehmen."

Namentlich nach zwei Richtungen hin ändert die Arbeitslosigkeit ihr Gesicht:

„Charles Booth erklärte, daß nach seiner Meinung die verbesserte Organisation der Industrie unbestritten nach einer größeren Stetigkeit der Beschäftigung hinstrebe. Aber auf diesem Wege wird sie unmittelbar gegen die Arbeitslosen wirken. Sie schafft eine größere Zahl von Arbeitslosen, sie begünstigt die besseren Arbeiter. Je größer der Theil der Arbeit, der regelmäßig ausgeführt wird, desto weniger bleibt für solche übrig, die unregelmäßig arbeiten". Tugan führt noch andere Aussagen an, die zeigen, „daß die Tendenz der neuesten Zeit dahin geht, daß die Arbeitslosigkeit in wachsendem Grade mit ihrer ganzen Wucht die weniger geschickten Arbeiter trifft" (S. 417).

Tugan weist dann auf jene statistischen Zahlen hin, durch die Charles Booth bewies, daß von den über 65 Jahre alten Arbeitern Englands 40 bis 45 Prozent im Arbeitshaus leben — jenem Arbeitshaus, das von den Arbeitern nicht minder gefürchtet und verabscheut wird als das Zuchthaus.

„Also beinahe die Hälfte der Arbeiter, die das Unglück gehabt haben, alt zu werden, ist verurtheilt, ihr Leben als Paupers zu beschließen! Und das in dem reichsten Lande der Welt, in England!... Mit dem Wachsthum der Konkurrenz wird das Leben immer schwerer, immer früher wird die Arbeitskraft durch das Kapital konsumirt und hört auf, von dem Arbeitsmarkt aufgenommen zu werden.... Und diese Arbeitslosigkeit erfährt nicht nur keine Einschränkung, sondern sie nimmt in der neuesten Zeit noch zu. Charles Booth, zweifellos der kompetenteste Gewährsmann, sagt darüber Folgendes: ‚In den großen Industriezentren befinden sich heute die alten Leute zweifellos in einer schlechteren Lage als vor zwanzig Jahren. Die alten Leute leiden unter der wachsenden Schwierigkeit, eine Beschäftigung zu finden. Dieselben Verhältnisse, welche die Lage der Jungen verbessert haben, wirken gegen die Alten'" (S. 422).

Tugan kommt zu dem Schlusse, „daß die Arbeitslosigkeit mit der weiteren Entwicklung der Industrie durchaus keine Einschränkungen erfährt und sogar in mancher Hinsicht noch schwerere Formen annimmt".

Nicht blos dadurch wird die Arbeitslosigkeit immer drückender, daß sie immer mehr die widerstandslosesten Elemente im Proletariat, die ungelernten, unorgani-

sirten, alten Arbeiter trifft, sondern auch dadurch, daß die Dauer der Krisen zunimmt. Im ersten Jahre der Krisis trägt man die Arbeitslosigkeit noch verhältnißmäßig leicht, da hat der Arbeiter meist noch Ersparnisse aus der guten Zeit, und auch seine Organisationen besitzen noch Mittel, die sie angesammelt haben. Dieser Rückhalt schwindet aber rasch dahin, die Arbeitslosenunterstützung der Gewerkschaft wird immer unzureichender, die Ersparnisse zerfließen wie der Schnee vor der Sonne, Möbel und Kleider wandeln zum Trödler und schließlich bleibt nichts mehr, womit der Arbeitslose sich der Noth erwehren könnte, als die Armenunterstützung oder das Verbrechen.

Wird so die Arbeitslosigkeit immer drückender, je länger die Krisis dauert und nimmt sie relativ, im Verhältniß zur industriellen Arbeiterschaft, von einem industriellen Zyklus zum anderen, Prosperitätsperiode mit Prosperitätsperiode, Krise mit Krise verglichen, nicht ab, eher zu, so muß sie, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in der Nation in dem Maße wachsen, in dem in ihr die industrielle Bevölkerung über die landwirthschaftliche zunimmt. Denn die periodische Krise und die ihr entsprechende periodische Arbeitslosigkeit ist eine Eigenthümlichkeit der kapitalistischen Industrie. Auch die kapitalistische Landwirthschaft leidet an Krisen, aber diese sind anderer Art als die industriellen, nicht periodisch und unabhängig von dem Kreislauf der letzteren. Auch das Problem der Arbeitslosigkeit ist in der Landwirthschaft ein anderes, als in der Industrie.

Aber die Dauer der Krisen und die Ausdehnung und Last der Arbeitslosigkeit wächst nicht blos innerhalb der Nation, es wächst auch immer mehr der Kreis der Nationen, die dem Krisenzyklus unterliegen.

Die ersten Krisen beschränkten sich fast ganz auf England, neben dem bald auch Amerika in ihr Bereich kam. Das Jahr 1857 bringt schon Frankreich und Deutschland eine tiefgehende Krise. 1873 ist nicht blos Deutschland, sondern auch Oesterreich bereits reif zu einem Krache ersten Ranges, das vergangene Jahrzehnt sieht Südamerika, Japan und Rußland in die Reihe der Länder aufrücken, die an dem Segen periodischer, tiefgehender kapitalistischer Krisen theilnehmen. Die heutige Krise ist eine allgemeinere als je eine zuvor gewesen. Noch fehlt Amerika, aber dessen Krisen fielen nicht immer mit den europäischen zusammen. Der vorletzte Niedergang setzte in Europa 1890 ein, in Amerika dagegen erst 1893. Darnach wäre unter dem Gesetz des zehnjährigen Zyklus die amerikanische Krise erst 1903 fällig. Natürlich darf man dies Datum nicht als unfehlbar ansehen. Der Zyklus schwankt zwischen 8 bis 11 Jahren und kann durch große Kriege erheblich gestört werden.

Die amerikanische Krise wird nothwendigerweise auf Europa zurückwirken und hier die Wirkungen der geschäftlichen Depression noch verstärken. Ein längere Zeit andauerndes Wiederaufleben der Geschäfte kann nicht erwartet werden, so lange die amerikanische Wetterwolke nicht vorbeigezogen: Sie könnte die jetzige Krise zu der umfangreichsten, vielleicht auch tiefstgehenden machen, die wir bisher gehabt.

Also nicht blos in Bezug auf die Dauer und den Umfang der Arbeitslosigkeit in einem gegebenen Lande, sondern auch in Bezug auf die geographische Ausdehnung ist eine stete Erweiterung der Krisen zu konstatiren. Man kann also im Allgemeinen sagen, daß die Krisen sich immer mehr verschärfen und ausdehnen.

Dies Gesetz wird jedoch durch ein anderes etwas modifizirt, das Parvus in seiner bereits erwähnten Broschüre und auch schon früher entwickelt.

Er sagt dort:

„Es giebt Zeitpunkte, da die Entwicklung auf allen Gebieten der kapitalistischen Volkswirthschaft — in der Technik, auf dem Geldmarkt, im Handel, in den Kolonien — so weit herangereift ist, daß eine eminente Erweiterung des Weltenmarktes stattfinden muß, die gesammte Weltproduktion auf eine neue, viel umfassendere Basis gehoben wird. Dann beginnt eine Sturm- und Drangperiode für das Kapital. Der periodische Wechsel von Aufschwung und Krisis wird dadurch nicht beseitigt, aber der Aufschwung entwickelt sich in einer stärkeren Progression, die Krisis wirkt schärfer, ist jedoch von kürzerer Dauer. So geht es, bis die angesammelten Entwicklungstendenzen zu ihrer vollen Entfaltung gelangen. Dann findet der schärfste Ausbruch der Handelskrisis statt, welche schließlich in die wirthschaftliche Depression übergeht. Die wirthschaftliche Depression ist durch eine Verlangsamung der Produktionsentwicklung charakterisirt. Sie verkürzt die Größe des Aufschwungs und seinen Spielraum, dehnt dagegen die Handelskrisis aus, die aber dadurch ihre Schärfe verliert. Man gewinnt fast den Eindruck, als ob die Produktion überhaupt sich nicht mehr emporarbeiten könnte, bis die Entwicklungspotenzen zu einer neuen Sturm- und Drangperiode herangereift sind" (S. 26).

Bewahrheitet sich diese Auffassung, dann stellt sie eine werthvolle Ergänzung und Bereicherung der Marxschen Krisentheorie dar. Tugan hat sie noch nicht gekannt und daher auch nicht in das Bereich seiner Erörterungen gezogen. Aber seine Geschichte der Krisen stimmt mit der Parvusschen Theorie sehr gut überein.

Die erste Krisenepoche des großindustriellen Kapitalismus in England umfaßt die Zeit von 1815 bis 1849. Davon stellen die Jahre von 1815 bis 1836 eine Epoche dar, die man nach Parvus eine Sturm- und Drangperiode des Kapitals nennen könnte. Von da an bis 1849 finden wir eine Zeit vorwiegender Depression, nur durch kurze Zeiten eines Aufschwungs unterbrochen. Die französische Revolution schafft den Boden für den Aufschwung. Der ganze Zeitraum wird politisch charakterisirt durch den allgemeinen Frieden und die Reaktion, die nach der Erschöpfung durch die napoleonischen Kriege eintrat, technisch durch die Einführung der Dampfmaschine und die rascheste Ausdehnung des Eisenbahnwesens in England. Die Zeit der Depression von 1836 bis 1849 ist die Zeit des Chartismus.

Die zweite Epoche reicht von 1849 bis 1887; darunter sind die Jahre von 1849 bis 1873 solche der Sturm- und Drangperiode, in der Zeit von 1874 bis 1887 herrscht allgemeine und fast ununterbrochene Depression. Es ist die Revolution von 1848 mit ihren Ausläufern, den Kriegen gegen den Absolutismus in Rußland und Oesterreich, gegen die Sklaverei in den Vereinigten Staaten, der Einigung Deutschlands und Italiens, die den Boden für diese Periode schafft. In ihrer Sturm- und Drangzeit herrschte der Freihandel, und die Länder der europäischen Zivilisation, inklusive die Vereinigten Staaten, werden rasch von einem Eisenbahnnetz überzogen und dadurch dem Weltmarkt erschlossen. Mit Tugan sehen wir in der stoßweisen Ausdehnung des internationalen Eisenbahnwesens eine der Hauptveranlassungen des Wechsels von Prosperität und Krise. Die Ausdehnung des Weltmarktes und die des Eisenbahnnetzes gehen im neunzehnten Jahrhundert Hand in Hand. Dazu gesellt sich noch der Einfluß der reichen Goldschätze, die seit 1848 in Kalifornien und seit 1851 in Australien erschlossen wurden. Nach der technischen Seite wird dieser Zeitraum wohl besonders gekennzeichnet durch die Revolutionirung der chemischen Industrie (im weitesten Sinne, also zum Beispiel auch die Zuckerindustrie inbegriffen). In die Zeit der Depression fällt der Aufschwung der deutschen Sozialdemokratie und ihr siegreicher Kampf mit Bismarck, die Bedrängung des Absolutismus durch die erstere größere

revolutionäre Bewegung in Rußland, das Wiedererwachen und rasche Erstarken des Sozialismus in England.

Seit 1887 hat eine neue Periode des Kapitalismus eingesetzt, anfangs schüchtern, seit 1895 so kraftvoll, wie man es dem alternden Kapitalismus nicht mehr zugetraut hätte. Diese neue Periode wird bedingt durch die Kolonialpolitik, das heißt die Vertheilung der Erde unter ein halbes Dutzend Großmächte, und durch die Ueberziehung Mexikos, Zentral- und Südamerikas, Australiens, Afrikas, Ostindiens, Sibiriens, Japans mit Eisenbahnen. Technisch wird diese Zeit ausgezeichnet durch das Aufkommen der Elektrotechnik, begünstigt wird der Aufschwung durch die rapid wachsende Goldproduktion in Südafrika.

Die ersten beiden Sturm- und Drangperioden dauerten etwa 20 bis 25 Jahre. Da die neueste erst 15 Jahre alt ist, so können wir wohl erwarten, sie sei noch nicht an ihrem Ende angelangt und zwischen der jetzigen Krise und der sicher zu erwartenden Zeit länger dauernder chronischer Stagnation liege noch eine Periode wildesten Aufschwunges. Auch andere Erwägungen machen dies wahrscheinlich, namentlich der Umstand, daß die Zeit großer Bahnbauten in China noch vor uns liegt. Freilich könnte auch wieder ein Krieg um das werthvolle Beuteobjekt China den neuerwachsenden Aufschwung im Keime ersticken. Aber wie dem auch sein möge, ob wir nun nach einem bis zwei Jahren einer neuen, noch tolleren Prosperitätsepoche entgegengehen, als es die verflossene war, oder nicht — wir haben auf jeden Fall alle Ursache zu erwarten, daß auf die neueste Sturm- und Drangperiode ebenso, wie auf die beiden früheren eine Zeit chronischer Depression folgen wird, die auch eine Zeit kraftvollster sozialrevolutionärer Bethätigung zu werden verspricht.

Die jüngste Sturm- und Drangperiode des Kapitalismus zeigt jedoch zwei Eigenthümlichkeiten, die sie von ihren Vorgängern unterscheiden. Früher waren es unter den Nationen England, unter den Industrien die Textilindustrie, die den ökonomischen Kreislauf anführten und am stärksten zum Ausdruck brachten; England hat jetzt seine Rolle an Deutschland und Amerika, die Textilindustrie die ihrige an die Eisen- und Kohlenproduktion abgeben müssen.

Die Erfahrung lehrt, daß der industrielle Zyklus kapitalistisch entwickelter Staaten in den Zahlen der Ausfuhrstatistik gut zum Ausdruck kommt. Der Werth der Ausfuhr aus England betrug:

1823	710	Millionen	Mark } Sturm- und Drangperiode
1836	1068	"	" } Stagnation
1848	1058	"	"
1849	1272	"	" } Sturm- und Drangperiode
1873	5100	"	" } Stagnation
1886	4260	"	"
1887	4440	"	" } Sturm- und Drangperiode
1899	5100	"	"

In der Periode von 1836 bis 1848 verlor die Ausfuhr nur unbedeutend; im ersten Jahre der zweiten Periode des Aufschwunges, 1849, stieg sie schon höher, als sie je vorher gewesen, um sich binnen 23 Jahren zu vervierfachen. Dagegen sinkt sie von 1873 an bis 1886 sehr erheblich und hat von da an binnen 13 Jahren gerade nur jene Höhe erreicht, die sie schon vor 26 Jahren erklommen.

Besonders schlimm steht es mit der Entwicklung der Ausfuhr in der Baumwollindustrie Englands. Sie betrug:

	Garn		Stoffe	
	Menge	Werth	Menge	Werth
	Millionen Pfund	Millionen Mark	Millionen Yards	Millionen Mark
1820	23,0	56,6	250	273,8
1846—1850	139,8	131,4	1157	375,2
1870—1874	205,5	307,4	3446	1097,2
1890—1894	235,9	206,2	4975	1011,4
1898	246,7	178,4	5216	1119,8

Also von 1820 bis 1874 ein Aufschwung des Werthes der Ausfuhr von 330 Millionen auf 1404 Millionen, von da bis 1898 ein Rückgang auf 1298 Millionen. Zuerst fast eine Verfünffachung binnen 54 Jahren, dann binnen 24 Jahren nicht nur keine Zunahme, sondern ein Rückgang.

Aber auch in anderen Ländern stagnirt die Textilindustrie, z. B. in Deutschland, wo ihre Entwicklung seit 20 Jahren erheblich hinter der der Gesammtindustrie zurückbleibt. Ich habe einige Daten darüber schon in meiner Broschüre über die Handelspolitik (S. 47) gegeben. Hier noch einige Zahlen, welche dieselbe Erscheinung von einer anderen Seite beleuchten. Die Zahl der gewerblich beschäftigten Personen wuchs im Deutschen Reiche von 1882 bis 1895 um 39 Prozent, in der Textilindustrie dagegen wuchs im gleichen Zeitraum das Personal nur um 9 Prozent. In allen anderen Gewerbegruppen war die Vermehrung eine stärkere, mit Ausnahme von Thierzucht und Fischerei (8,8 Prozent), welcher Erwerbszweig kaum in Betracht kommt. Er beschäftigt nur 3 Promille der Gewerbsthätigen. Dagegen beschäftigte die Textilindustrie 1882 noch 124 und 1895 nur noch 95 Promille aller Gewerbsthätigen. Eine direkte Abnahme der Beschäftigten finden wir in der Flachsspinnerei, um 11,4 Prozent, der Seidenweberei, um 26,5 Prozent, und der Leinenweberei, hier gar um 34,7 Prozent.

In Großbritannien steht's freilich noch schlimmer mit der Textilindustrie. In England im engeren Sinne (ohne Schottland und Irland) wuchs von 1871 bis 1891 die Zahl der in der Industrie Beschäftigten von 5137725 auf 7336344, in der Textilindustrie dagegen blos von 1035544 auf 1128589; das Personal der Gesammtindustrie also um 43 Prozent, das der Textilindustrie nur um 9 Prozent. Das bedeutet eine sehr erhebliche relative Abnahme, da die Bevölkerung im gleichen Zeitraum um 27 Prozent wuchs. In Deutschland ist die relative Abnahme der von der Textilindustrie lebenden Bevölkerung noch nicht so erheblich; sie nahm von 1882 bis 1895 um 9 Prozent zu, die Gesammtbevölkerung um 14,5 Prozent. Immerhin ist auch hier die Textilindustrie nicht mehr im Stande, mit dem Bevölkerungszuwachs gleichen Schritt zu halten.

Hand in Hand mit dem Erlahmen des Aufschwungs geht für die davon betroffenen Länder und Industriezweige auch eine Abschwächung der Krisen, eine Erscheinung, auf die wir schon oben hingewiesen. Sie werden weniger heftig, der Rückgang, der dem Aufsteigen folgt, ist weniger gewaltthätig und gewaltsam. Tugan illustrirt das in der verschiedensten Weise.

Aber diese Milderung der Wellenbewegungen im Auf- und Abwogen des Geschäftslebens ist keine Besserung; das Ausbleiben der Krise bedeutet auch das vorherige Ausbleiben der Prosperität. Es ist einmal ein Gesetz der kapitalistischen Produktionsweise, daß beide unlöslich miteinander verbunden sind, daß die Prosperität nothwendigerweise erkauft werden muß mit einem gewaltsamen Krach

daß dieser um so stärker, je höher jene, daß die Aera des Aufschwungs nichts sein kann als die Vorbereitung eines Zusammenbruchs.

Unter Umständen können einzelne begünstigte Arbeiterschichten, wie z. B. gewisse Elemente der englischen Textilarbeiterschaft, eine Zeitlang die Folgen der Lähmung des industriellen Aufschwungs von sich fernhalten. Aber sie können dies nur thun auf Kosten der übrigen Arbeiterschaft. Wenn die englischen Textilarbeiter sich nur um 9 Prozent vermehren, während die Bevölkerung um 27, die industrielle Bevölkerung um 43 Prozent wächst, dann können sie ihre bevorzugte Stellung nur dadurch aufrecht halten, daß sie den Bevölkerungszuwachs von sich abstoßen, in andere minder begünstigte Berufe, die nicht die Kraft haben, den Zustrom von Arbeitskräften von sich abzuwehren. Aber auch das muß ein Ende nehmen, wenn einmal die Entwicklung auch in den anderen Berufen zu stocken anfängt, wenn überall die Zahl der Beschäftigten langsamer zunimmt, als die Zahl der vom Verkauf ihrer Arbeitskraft lebenden Hände.

Und diesem Zustande steuert England entgegen. Tugan selbst konstatirt:

„Die letzten 30 Jahre zeichnen sich aus durch eine relative Verlangsamung der Entwicklung der englischen Industrie und einen Verfall der industriellen Suprematie Englands, sowie durch eine Veränderung des Charakters der Handelskrisen. Andauernde Depressionen sind an Stelle der akuten Krisen getreten." (S. 288.) Und auf S. 246 bemerkt er, „wenn wir heute auf dem englischen Waarenmarkte nichts dem Spekulationsschwindel der früheren Zeit ähnliches bemerken, so ist das einfach dadurch zu erklären, daß die goldenen Zeiten der englischen Industrie vorüber sind".

Sehr richtig, wie ist es aber zu erklären, daß diese goldenen Zeiten vorüber sind, ebenso vorüber, wie der goldene Boden des Handwerks? Das scheint nicht so „einfach" zu sein, denn Tugan bleibt uns darauf die Antwort schuldig. Er muß sie schuldig bleiben vom Standpunkt seiner Krisentheorie aus, daß das Kapital sich selbst seinen eigenen Markt schafft.

Auf S. 230/31 polemisirt er gegen meine Ausführungen über die Krisenursachen (in meinem Buche „Bernstein und das sozialdemokratische Programm") und erklärt dann:

„Ist, wie Kautsky annimmt, die Ausdehnung der Produktion praktisch grenzenlos, so müssen wir die Ausdehnung des Marktes als ebenso grenzenlos annehmen, denn es giebt bei der proportionellen Eintheilung der gesellschaftlichen Produktion für die Ausdehnung des Marktes keine andere Schranke mehr außer den Produktivkräften, über welche die Gesellschaft verfügt."

Wäre dies richtig, dann müßte die Industrie Englands um so schneller wachsen, je größer sein Kapitalreichthum. Statt dessen geräth sie ins Stocken, das wachsende Kapital wandert aus, nach Rußland, Südafrika, China, Japan 2c.

Diese Erscheinung findet ihre ungezwungene Erklärung durch unsere Theorie, welche den letzten Grund der Krisen in der Unterkonsumtion sieht, und bildet eine der Stützen dieser Theorie; sie ist unbegreiflich vom Standpunkt Tugan-Baranowskys aus. Wir erfahren auch nicht von ihm, ob er annimmt, daß hier ein ökonomisches Gesetz vorliegt, demzufolge auch die anderen industriellen Staaten früher oder später aus dem goldenen Zeitalter in das eiserne, aus der Zeit des schroffen Wechsels von Aufschwung und Krach in die Zeit chronischer Depression mit nur matten gelegentlichen Anläufen zu lebhafterem Geschäftsgang übergehen müssen.

Nach unserer Theorie ist diese Entwicklung eine Nothwendigkeit und es wird dadurch allein schon bezeugt, daß die kapitalistische Produktionsweise ihre Grenzen hat, über die sie nicht hinaus kann. Es muß eine Zeit kommen, und sie liegt

vielleicht schon sehr nahe, von der an es unmöglich wird, daß der Weltmarkt sich jemals auch nur vorübergehend rascher ausdehnt als die gesellschaftlichen Produktivkräfte, wo für alle industriellen Nationen die Ueberproduktion chronisch wird. Auch für diese Zeit ist ein Auf- und Absteigen des wirthschaftlichen Lebens möglich und wahrscheinlich; eine Reihe technischer Umwälzungen, die eine Masse bestehender Produktionsmittel entwerthen und große Neuschaffungen an Produktionsmitteln hervorrufen, die Entdeckung neuer reicher Goldlager und dergleichen, kann auch dann noch zeitweise den Geschäftsgang beleben. Aber die kapitalistische Produktionsweise bedarf ununterbrochener, rascher Ausdehnung, soll nicht die Arbeitslosigkeit und das Elend für die Arbeiter und die Unsicherheit für die kleinen Kapitalisten aufs Höchste steigen. Der Fortgang der kapitalistischen Produktion bleibt selbstverständlich auch in diesem Stadium chronischer Depression noch möglich, aber sie wird für die Masse der Bevölkerung völlig unerträglich, diese sieht sich gezwungen, nach einem Ausweg aus dem allgemeinen Elend zu suchen und sie kann diesen nur im Sozialismus finden.

Indessen stimme ich Tugan vollkommen in der Erwartung bei, daß es zu einer derartigen Zwangslage, die der Bevölkerung den Sozialismus aufdrängt, nicht kommen wird. Ich habe das schon in meinem Buche bemerkt (S. 145). Meine Gründe weichen allerdings von denen Tugans ab. Ich halte diese Zwangslage für unausweichlich, wenn die ökonomische Entwicklung wie bisher vor sich geht, aber ich erwarte, daß der Sieg des Proletariats zeitig genug eintritt, um der Entwicklung eine andere Richtung zu geben, ehe die fragliche Zwangslage eintritt, so daß es möglich wird, dieser zu entgehen.

Wenn ich aber darin Tugan zustimme, und wenn wir anderseits darin übereinstimmen, daß die Krisen innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise unüberwindbar sind, welchen praktischen Werth haben dann unsere theoretischen Differenzen? Ob die Krisen in der Unterkonsumtion oder in der mangelnden Proportionalität der gesellschaftlichen Produktion ihren letzten Grund haben — ist das mehr als eine bloße Doktorfrage?

So dürfte mancher „Praktiker" versucht sein, zu meinen. Thatsächlich hat diese Frage eine große praktische Bedeutung, und zwar gerade für die jetzigen taktischen Differenzen, die in unserer Partei diskutirt werden. Es ist kein Zufall, daß der Revisionismus die Marxsche Krisentheorie besonders heftig bekämpft.

Als neue Richtung unserer praktischen Taktik bedeutet der Revisionismus in seinen letzten Konsequenzen — deren sich freilich nicht jeder Revisionist klar bewußt zu sein braucht — nichts Anderes als die Umwandlung der Sozialdemokratie aus einer Partei des proletarischen Klassenkampfes in eine demokratische oder in den linken Flügel einer demokratischen Partei sozialistischer Reformen, die alle demokratischen Klassen und Klassentheile umfaßt. Ein derartige Neubelebung der alten kleinbürgerlichen Demokratie, wie sie jetzt zum Beispiel Millerand und Jaurès in Frankreich predigen, kann nur Derjenige für möglich halten, der annimmt, daß der Klassengegensatz zwischen dem Proletariat und den besitzenden Klassen in steter Abschwächung begriffen ist, wie umgekehrt Jeder, der die Verwandlung der proletarischen Sozialdemokratie in eine derartige modernisirte Volkspartei wünscht, naturgemäß dahin gedrängt wird, alle jene Momente, die auf eine Milderung der Klassengegensätze hinwirken, zu überschätzen und die in entgegengesetzter Richtung thätigen Momente zu unterschätzen.

Theorie und Taktik stehen in innigster Wechselwirkung miteinander, man kann nicht die eine ändern, ohne gedrängt zu werden, auch die andere entsprechend

umzugestalten. Mit der Anschauung von der Milderung der Klassengegensätze ist aber unsere Theorie der Krisen unvereinbar. Erweist sie sich als richtig, geht die kapitalistische Produktionsweise einer Periode ständiger Depression entgegen für den Fall, daß das Proletariat nicht früher die politische Herrschaft erobert, so muß die ökonomische Entwicklung die Klassengegensätze früher schon verschärfen, ehe noch dieser Zustand ständiger Depression erreicht ist.

Thatsächlich sehen wir, daß den industriellen Nationen heute schon der Weltmarkt nicht mehr als unermeßlich, sondern als eng begrenzt erscheint, so daß nicht mehr die freie Konkurrenz auf dem Weltmarkt, sondern die Monopolisirung möglichst großer Stücke desselben die Losung ist, wobei bisher als Hauptmittel koloniale Eroberung, Schutzzoll, Kartelle in Thätigkeit treten und das Ergebniß ständige Verschärfung der Gegensätze zwischen den großen Industriestaaten ist.

Manche Revisionisten — die „nationalen" unter ihnen — erkennen dies an, aber sie schließen gerade daraus auf die Nothwendigkeit, daß das Proletariat mit der Bourgeoisie Hand in Hand gehe, wenigstens dem Ausland gegenüber, und sie meinen, unsere Internationalität erweise sich als eine traditionelle Sentimentalität ohne reale Grundlage. Die guten Leute vergessen, von allem Anderen abgesehen, daß trotz aller Monopolisirungsversuche die freie Konkurrenz untrennbar mit der kapitalistischen Produktionsweise verbunden ist und immer wieder ihre Gesetze geltend macht, daß der entscheidende Faktor auf dem Weltmarkt schließlich doch immer die Billigkeit der Waaren ist. Das heißt aber, daß der Drang nach Herabdrückung der Löhne und intensiverer Anspannung der Arbeiter und ebenso der Drang nach der Sprengung oder doch Verkümmerung ihrer Organisationen in der Kapitalistenklasse um so lebendiger ist, je stärker die Konkurrenz auf dem Weltmarkt, je beengter dieser im Verhältniß zu den unermeßlich anwachsenden Produktivkräften des Kapitalismus.

So lange die englische Industrie den Weltmarkt beherrschte, konnten die englischen Arbeiter ihren Kapitalisten die Anschauung beibringen, leben und leben lassen sei die beste Politik. Das nimmt ein Ende, sobald ebenbürtige, vielfach sogar überlegene Konkurrenten auf dem Weltmarkt auftreten, Deutschland und Amerika. Nun beginnt auch in England wieder der Kampf gegen die Gewerkschaften, der um so intensiver einsetzen wird, je schärfer die Konkurrenz jeder dieser industriellen Großmächte. Tugan sieht ein versöhnendes Moment gegenüber dem relativen Niedergang der Industrie und der Verschärfung der Arbeitslosigkeit Englands in dem Wachsthum seiner Gewerkschaften, die bis zu einem gewissen Grade die Nachtheile der erstgenannten beiden Faktoren paralysiren könnten. Er untersucht aber nicht, welches die Wirkungen der wachsenden Konkurrenz des Auslandes auf das Verhältniß der englischen Kapitalisten zu den Gewerkschaften und rückwirkend auf deren Haltung selbst sein müssen. Trotz Krisen und Kartellen und gerichtlichen Verfolgungen geben wir die Gewerkschaften nicht verloren. Aber der Gegensatz zwischen ihnen und den Kapitalisten wird und muß auch in England zunehmen, sie müssen sich auch politisch von diesen loslösen und einen Rückhalt bei den organisirten Proletariern anderer Länder suchen. Also nicht engere Annäherung an die Kapitalisten des eigenen Landes und Lockerung der Beziehungen zu den Proletariern der anderen Länder, sondern das Gegentheil folgt aus der Verengung des Weltmarktes, trotz aller nationalen Verhetzungen und bürgerlichen Harmoniedusseleien unserer Heimaths- wie unserer Weltpolitiker.

Wie die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit innerhalb jeder Nation müssen aber auch die Gegensätze zwischen den Ausbeutern der verschiedenen Nationen in

dem Maße wachsen, in dem der Weltmarkt sich verengt (diese Verengung natürlich immer relativ, im Verhältniß zu den gesellschaftlichen Produktivkräften genommen, denn absolut erweitert er sich immer mehr). Heute wird der Zollkrieg gegen Amerika gepredigt, nachdem gestern die Flottenrüstung gegen England gepredigt worden. Wie lange noch, und es kommt zum wirklichen Kampfe, zum Zollkampf oder zum Kampfe der Waffen! Wenn die Parvussche Theorie von den Sturm- und Drangperioden des Kapitals sich bestätigt und die dritte dieser Perioden, in der wir drin sind, noch nicht abgelaufen ist, dann dürfte der Aufschwung, den wir noch zu erwarten haben, ehe eine längere Depression eintritt, die Kriegsgefahr nicht mindern, sondern noch vermehren. Denn es scheint, als wenn Zeiten der Prosperität nicht nur für kommerzielle, sondern auch für kriegerische Unternehmungen den Wagegeist besonders anstachelten.

Die letzte Sturm- und Drangperiode des Kapitals war auch eine Periode großer europäischer Kriege, in denen die damaligen Bedürfnisse der Bourgeoisie nach nationaler Zusammenfassung (in Deutschland und Italien), nach Erschütterung des Absolutismus (in Oesterreich und Rußland) und nach Freihaltung der Thür nach dem Orient (Türkei) sich Geltung verschafften. Diese Sturm- und Drangperiode dauerte von 1849 bis 1874. Die kriegerische Periode begann 1853 und endete 1878.

Die Zeit der Depression war eine Zeit des Friedens, mit dem Aufschwung der Geschäfte kamen auch wieder die Kriege. Wenn wir vom japanisch-chinesischen absehen wollen, der außerhalb des Kreises des europäischen Kapitalismus ausbrach, ist hierher zu rechnen der amerikanisch-spanische und der südafrikanische Krieg, sowie der Kreuzzug nach China. Daß diese beiden letzteren Abenteuer bisher nicht einen Weltbrand entzündeten, ist offenbar dem Ausbruch der Krisis in Rußland zuzuschreiben. Ohne diese hätten wir vielleicht schon den Weltkrieg um die ostasiatische Erbschaft. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Der Kampf der herrschenden Kapitalistenkliquen um den Weltmarkt bleibt uns nicht erspart. Welche Formen er immer annehmen mag, er wird an Katastrophen nicht arm sein.

Krisen, Kriege, Katastrophen aller Art, diese liebliche Alliteration ist es, die uns die Entwicklung der nächsten Jahrzehnte in Aussicht stellt. Wie der Traum von der Aufhebung der Krisen durch die Kartelle, wie der andere Traum von der unmerklichen, friedlichen, stückweisen Eroberung der politischen Macht durch Experimente à la Millerand, und wie endlich auch der schöne Traum der Durchdringung der herrschenden Klassen Englands mit sozialistischem Geiste binnen wenigen Jahren in Rauch verflogen ist — wo sind heute die liberalen Sozialpolitiker Englands, wo die Fabier, wo der Widerstand gegen die Lahmlegung der Gewerkschaften durch die Gerichtshöfe? — so werden die Ereignisse der nächsten Jahre wohl dahin führen, daß jener Traum ebenfalls verfliegt, der uns vorspiegelte, Kriege und Katastrophen seien Dinge der Vergangenheit und vor uns liege nur noch die geebnete Bahn friedlichen, ruhigen Fortschritts.

Dahin mögen unsere Wünsche gehen; die kapitalistische Gesellschaft beruht aber auf dem Kampfe von Gegensätzen, die zeitweise sich abschwächen mögen, schließlich aber sich immer wieder verschärfen, und die ausgefochten werden müssen, ehe jener Zustand gesellschaftlicher Harmonie möglich wird, den wir Alle erstreben.

Auf dem Grunde aber aller dieser Gegensätze und Widersprüche, nicht nur der Krisen allein, sondern des ganzen kapitalistischen Getriebes, finden wir die wachsende Ausbeutung der Massen und die daraus erwachsende Akkumulation von Kapital.